



ALBERT SCHWEITZER RUNDBRIEF

NR. **110**

*„In großer Sorge
um die Zukunft
der Menschheit“*

Albert Schweitzers Kampf für [atomare] Abrüstung und Frieden
JAHRBUCH 2018 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

*„Da für uns so viel
von der Erhaltung
des so schwer
bedrohten Friedens
abhängt, tut unserer
Zeit not, was der
Vermeidung des
Krieges dienet.“*

ALBERT SCHWEITZER, 1952

„IN GROSSER SORGE UM DIE ZUKUNFT DER MENSCHHEIT“
Albert Schweitzers Kampf für (atomare) Abrüstung und Frieden

RUNDBRIEF-AUSGABE NR. 110

JAHRBUCH 2018 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER



Günsbacher Ansicht 1955

„In großer Sorge um die Zukunft der Menschheit“

Albert Schweitzers Kampf für (atomare) Abrüstung und Frieden

JAHRBUCH 2018 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

RUNDBRIEF-AUSGABE NR. 110 DES DEUTSCHEN HILFSVEREINS FÜR
DAS ALBERT-SCHWEITZER-SPITAL IN LAMBARENE E. V. FRANKFURT
AM MAIN · HERAUSGEGEBEN VON DR. GOTTFRIED SCHÜZ, JUNI 2018

Mit einem Vorwort von Gottfried Schüz; Textbeiträge von Albert Schweitzer,
Eugen Drewermann, Martin Groß, Hugo Klingler, Gottfried Schüz, Mathias
Schüz, Einhard Weber und Roland Wolf

Inhalt

ALBERT-SCHWEITZER-RUNDBRIEF NR. 110 JAHRBUCH 2018 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

Gottfried Schüz	Einleitendes Vorwort	6
-----------------	----------------------	---

Aktuelle Schweitzer-Rezeption

Albert Schweitzer	Was der Menschheit zurzeit am meisten not tut	15
-------------------	---	----

Eugen Drewermann	Friedensbekenntnisse: Jesus – Luther – Schweitzer	20
------------------	--	----

Gottfried Schüz	Albert Schweitzers Kampf für eine atomare Abrüstung und Frieden im Spiegel seiner Korrespondenz mit Theodor Heuss, Martin Niemöller, Linus Pauling und John F. Kennedy	57
-----------------	---	----

Martin Groß	Von der ethischen Kraft der Musik Johann Sebastian Bachs ergriffen – Albert Schweitzers „Ehrfurcht vor dem Leben“ und die Friedens- botschaft der Musik Johann Sebastian Bachs	90
-------------	---	----

Mathias Schüz	Albert Schweitzer – Pionier einer biozentrischen Friedensethik. Mit einer Laienpredigt über die Macht der Vergebung	99
---------------	---	----

Vor 100 Jahren

Roland Wolf	Albert Schweitzer im Jahr 1918	118
-------------	--------------------------------	-----

Aus und über Lambarene

Roland Wolf	Sitzungen der Internationalen Stiftung für das Albert-Schweitzer-Spital (FISL) vom 26. und 28. Februar 2018 in Libreville	127
-------------	---	-----

Buchbesprechung

Hugo Klingler	Gottfried Schüz (Hrsg.): Was uns Not tut! Gründe, Hintergründe und Aktualität der Ehrfurcht vor dem Leben. Albert Schweitzer-Reflexionen Bd. 3, Frankfurt 2017, 156 S.	131
---------------	--	-----

Neuerscheinung

Roland Wolf	Albert Schweitzers Erben – ein weltweites Netzwerk engagierter Freunde und Förderer	135
-------------	--	-----

Würdigung

Einhard Weber	Roland Wolf zum Siebzigsten	137
---------------	-----------------------------	-----

Anhang

Autorenverzeichnis	140
Zu den Rundbriefen	143
Impressum	144

Einleitendes Vorwort

Vor hundert Jahren, am 11. November 1918, endete die „Jahrhundertkatastrophe“ des Ersten Weltkriegs. Albert und Helene Schweitzer, die 1917/18 als Kriegsgefangene in Frankreich interniert waren, konnten im Sommer 1918 in ihre elsässische Heimat zurückkehren. An eine Wiederaufnahme ihres Spitalprojektes in Lambarene war zu diesem Zeitpunkt wegen ihrer hohen Verschuldung und ihrer angeschlagenen Gesundheit nicht zu denken. Schweitzer fand immerhin eine Beschäftigung als Assistenzarzt in Straßburg und daselbst als Vikar in St. Nicolai.

In einer dortigen Morgenpredigt vom 24. November 1918 nimmt Schweitzer *„zum Gedächtnis unserer Toten“* unmittelbar Bezug auf den gerade beendeten Weltkrieg. Darin beschreibt er eingangs in dramatischer Weise das grausame Sterben derjenigen, *„die von Menschenhand im mörderischen Kriege fielen“*. Und er führt seinen Zuhörern realistisch vor Augen, *wie die Menschen gestorben sind*:

„Das Geschoß hat ihren Leib zerrissen, und sie verbluteten, im Drahtgeflecht bingen sie wimmernd und verschmachtend tagelang, ohne daß ihnen ein Mensch Hilfe bringen konnte; auf kalter Erde erfroren sie in der Nacht; eine Sprengladung verschüttete sie oder warf sie zerfetzt in die Luft; gurgelnde Wasser zogen das Schiff, auf dem sie fuhren, in die Tiefe ...“ – *„War es uns nicht“*, so führt er nach weiteren Beispielen fort, *„als hörten wir ein Jammern und Klagen von Erden zum Himmel aufsteigen?“*¹

Sodann betont er, dass wir den Toten nicht nur zu geloben hätten, die Gräueltaten des Krieges nicht zu vergessen.

„Jetzt, wo wir auf den Krieg als etwas Vollendetes zurückblicken, stehen die, die geopfert wurden, als eine Schar, in der es keine Unterschiede der Rasse und Nation mehr gibt, als Menschen, die in Leid und Schmerz geeint sind, vor uns und fordern etwas von uns“.

Was wir den im Krieg Gefallenen schuldig seien, fasst Schweitzer in seinen weiteren Ausführungen in einem Satz zusammen:

*„Erbfurcht vor Menschenleid und Menschenleben, vor dem kleinsten und unscheinbarsten, sei das eberne Gesetz, das hinfort regiere“*¹

Die erhoffte Läuterung blieb, wie wir wissen, aus. Ja, es kam mit der nationalsozialistischen Terrorherrschaft und dem Zweiten Weltkrieg noch schlimmer, was sich an dieser Stelle erübrigt, im Einzelnen zu schildern. In Ost und West waren 1945 mindestens 55 Millionen Tote zu beklagen. Von dem millionenfachen Elend der Überlebenden in den Nachkriegsjahren, insbesondere der Heimatvertriebenen, gar nicht zu reden. Aber auch jene furchtbaren Verlusterfahrungen zogen keinen *„Anfang einer neuen, vertieften und geläuterten Menschheit“*² nach sich, wie es Schweitzer in der erwähnten Predigt noch 1918 zu verspüren glaubte.

Die Sehnsucht nach einem weltweit dauerhaften Frieden, so greifbar sie bei den Überlebenden auch gewesen sein mochte, wurde von dem gegenseitigen Misstrauen der verfeindeten Siegermächte in West und Ost überlagert. Statt eines Friedensschlusses kam es nur zu einem Waffenstillstand. Dieses Misstrauen erhielt nach 1945 Nahrung durch die Angst vor den angestammten Feinden beiderseits des „Eisernen Vorhangs“, dass ihre jeweiligen imperialen Bestrebungen sich in einem erneuten Krieg entladen könnten. Eine militärische Aufrüstung erschien daher das Gebot der Stunde, mit dem Ziel einer möglichst großen Abschreckung des Gegners. Diese erhielt mit den inzwischen verfügbaren Atomwaffen ein Drohpotential bislang ungeahnten Ausmaßes. Damit nicht genug. Der Schreckensvision eines atomar geführten Dritten Weltkrieges, der das Ende der menschlichen Zivilisation überhaupt bedeuten könnte, glaubt man schließlich am besten damit zu begegnen, dass man – so die perfide Logik solcher Politik – eine größtmögliche militärische Überlegenheit über den Gegner zu erlangen sucht. Die Folge war und ist ein atomares „Wettrüsten“, dessen Eigendynamik keine Grenzen kennt.

Das Wettrüsten in den fünfziger Jahren war begleitet von atomaren Versuchsexplosionen der USA und der Sowjetunion, die den inzwischen über achtzigjährigen, international hoch angesehenen Albert Schweitzer nötigten, öffentlich seine Stimme zu erheben:

*„Wir haben uns in den letzten Kriegen grausiger Unmenschlichkeit schuldig gemacht und würden es in einem kommenden noch weiter tun. Dies darf nicht sein.“*³

Insbesondere die mit den zahlreichen Versuchsexplosionen weltweit of-

fenbar werdende radioaktive Belastung führte, so Schweitzer, *„zu Kriegsschaden in Friedenszeiten“*.

Und so brachte er auch Jahre später in bedrückender Weise zum Ausdruck, was ihn in seinem letzten Lebensjahrzehnt umtrieb:

„Ich bin der Atomgefahr wegen in grosser Sorge um die Zukunft der Menschheit ...“, so endet ein Brief Schweitzers von 1961 an den finnischen Probst Matti Muskonen.⁴

Nachdem sich Schweitzer auf wissenschaftlicher Grundlage ein umfassendes Bild der wachsenden Atomgefahr gemacht hatte, sah er sich in der Lage, in einer Reihe von Rundfunkvorträgen über Radio Oslo vor die Weltöffentlichkeit zu treten. Hier sei vor allem an die drei Radioappelle erinnert, die Schweitzer vor 60 Jahren, im April 1958, gehalten hatte. Wegen ihrer ungebrochenen Bedeutung und Aktualität halte ich es für vordringlich, im Folgenden auf diese Appelle näher eingehen.⁵

Die drei Appelle bauen stringent aufeinander auf. Im ersten stellt Schweitzer der Verharmlosungspropaganda einzelner namhafter amerikanischer Politiker und Physiker die sich weltweit auswirkende radioaktive Schädigung der Gesundheit durch die Atombombentests entgegen, die *„Erbschäden in steigendem Maße bis auf Jahrhunderte hinaus“* erwarten ließen. Im zweiten Appell skizziert er darüber hinaus die Gefahr eines Atomkrieges und dessen verheerende Folgen, *„das unvorstellbar Sinnlose und Grausige“*, in dem es *„keinen Sieger, sondern nur Besiegte“* geben könne. Schweitzer weist auch auf das Risiko hin, dass es *„durch die Tat eines verantwortungslosen Machthabers“* oder auch allein durch Störungen von Radarkontrollen oder *„Elektronenbirnen“* ungewollt zu einem Ausbruch eines Atomkrieges kommen könne. Daher kommt Schweitzer zu dem Schluss, der heute nicht anders formuliert werden könnte:

„Die Theorie der Aufrechterhaltung des Friedens durch Abschreckung des Gegners vermittelt atomarer Aufrüstung kann für die heutige Zeit der so gesteigerten Kriegsgefahr nicht mehr in Betracht kommen.“

In seinem dritten Appell entwirft Schweitzer das Konzept einer *„Diplomatie der Sachlichkeit“*, die von den Atommächten ein Aufhören der Versuchsexplosionen und *„die völlige und dauernde Abschaffung von Atomwaffen“* verlange. An Atomwaffen festzuhalten, bedeute die *„denkbar schlimmste*

Verletzung der Völkerrechte“. Allerdings ist es nach Schweitzer mit noch so ausgetüftelten internationalen Abrüstungsabkommen, kämen sie zustande, nicht getan. Das entscheidende Hindernis für deren Tragfähigkeit erblickt er darin, dass sich die Völker *„fort und fort gegenseitig die Vertrauenswürdigkeit absprechen.“*

Damit solches Vertrauen entstehen kann, hält Schweitzer eine neue geistige Kulturgesinnung für erforderlich, in der sich die Menschen nicht nur *„als Angehörige verbündeter oder gegnerischer Völker“* wahrnehmen, gefangen in ihren *„Ansichten, Vorurteilen, Zuneigungen und Abneigungen“*. Vielmehr gelte es wiederzuentdecken, *„daß wir miteinander Menschen sind und uns zu bemühen haben, uns gegenseitig zuzugestehen, was in dem Wesen des Menschen als moralische Fähigkeit vorhanden ist.“*

Allein mit einem solchen für uns heute kaum vorstellbaren und doch anzustrebenden Gesinnungswandel ist mit einem Aufhören von Kriegen zu rechnen. So kommt Schweitzer zu dem Fazit:

„Das Ziel, auf das von jetzt bis in alle Zukunft der Blick gerichtet bleiben muß, ist, daß die Entscheidung in völkerentzweihenden Fragen nicht mehr Kriegen überlassen bleibt, sondern friedlich gefunden werden muß.“

Immerhin konnte Schweitzer mit dem Moskauer Abkommen von 1963, das eine Beendigung der atomaren Versuchsexplosionen vorsah, im Alter von 88 Jahren einen Etappensieg seiner Friedensbemühungen verbuchen. Seine Hoffnung, dass diesem ersten Schritt in sachlicher Konsequenz weitere folgen würden in Richtung einer atomaren Abrüstung bis hin zur völligen Abschaffung von Atomwaffen erfüllte sich nicht. Im Gegenteil. Die nach Zusammenbruch der Sowjetunion und Ende des Kalten Krieges erkennbaren verheißungsvollen Abrüstungsbemühungen haben sich inzwischen wieder umgekehrt in Richtung eines erneuten Wettrüstens der nunmehr auf neun Staaten erweiterten Atommächte. Die vor allem vom jetzigen US-Präsidenten Trump vehement forcierten Rüstungsausgaben (611 Milliarden Dollar jährlich) mit dem Ziel, sich weiterhin den Rang der weltweit stärksten Militärmacht zu sichern, heizen notgedrungen die Militärausgaben der Kontrahenten massiv an, insbesondere Russlands, Chinas und auch Indiens. Die weltweiten Militärausgaben werden 2018 voraussicht-

lich die Billionengrenze übersteigen.

Deutschland spielt in dieser makabren Rüstungsspirale eine unrühmliche Rolle. Von einem Abzug der hier gelagerten amerikanischen Atomwaffen, wie er noch 2010 mit großer Stimmenmehrheit von allen Fraktionen des Bundestages gefordert wurde, ist heute keine Rede mehr. Unter dem Druck, als Nato-Partner 2 Prozent des Bundeshaushaltes für Militärausgaben vorzusehen, würden diese von derzeit ca. 38 Milliarden Euro auf nahezu das Doppelte anwachsen.⁶ Zudem ist Deutschland der weltweit drittgrößte Rüstungsexporteur, der mit dem Export von Rüstungsgütern im Wert von über 4 Milliarden Euro (2015) ins Ausland nicht gerade zur militärischen Entspannung beiträgt.

Im Zuge des gegenwärtig voranschreitenden Wettrüstens wächst auch die Gefahr eines Atomkrieges. Wovon Schweitzer schon vor 60 Jahren eindringlich warnte, rückt heute in greifbare Nähe. Seine Warnung erfährt in jüngster Zeit durch die Atomaufrüstung Nordkoreas und die Vernichtungsdrohungen des US-Präsidenten Donald Trump eine bisher beispiellose Zuspitzung. Auch wächst die Gefahr eines atomaren Angriffs mit dem gesteigerten Risiko, dass durch Hacker- bzw. Cyberangriffe ganze Überwachungssysteme von Raketenabwehranlagen (oder auch von Atomreaktoren) lahmgelegt werden könnten.

Ansichts solcher Entwicklungen könnte man vollends resignieren, wenn es nicht auch ermutigende Initiativen gäbe. Begrüßenswert ist, dass im vergangenen Sommer 122 Staaten bei den Vereinten Nationen für ein generelles Verbot von Atomwaffen gestimmt haben, auch wenn sich die Atommächte ihrerseits davon ausnehmen. Sehr bedauerlich ist allerdings, dass sich auch Deutschland bei der Abstimmung über diesen Verbotvertrag enthalten hat. Aber dennoch: die Symbolkraft dieses wichtigen Schrittes ist nicht zu unterschätzen.

Ein ebenso hoffnungsvolles Zeichen bedeutet die Verleihung des Friedensnobelpreises im Oktober 2017 an die Kampagne ICAN, die ein generelles Atomwaffenverbot fordert. Diese Auszeichnung verleiht der Initiative eine weltweite Aufmerksamkeit und vermag eine breite Öffentlichkeit für den Atomwaffenverbotsantrag zu mobilisieren.⁷ Auch Albert Schweitzer betonte immer wieder, dass gerade die Schaffung einer öffentlichen Mei-

nung und Friedensgesinnung möglichst vieler Menschen auf Dauer ein politisches Umdenken erwirken kann. Vor allem die Völkerrechtswidrigkeit der Atomwaffen, die neuerlich insbesondere von ICAN proklamiert wird, stellte erstmals Schweitzer als entscheidende „*Kampfpapole*“ heraus.

Daher bleibt nur eine Wiederbelebung und Verstärkung der Friedensbewegung zu wünschen, wie sie sich in den 80er Jahren deutschlandweit formierte; dass die Menschen wieder massenhaft auf die Straße gehen und für Abrüstung und Frieden demonstrieren. Dies wird in Anbetracht sich ausbreitender nationalistischer, fremdenfeindlicher und antidemokratischer Gesinnung, der wachsenden Gewaltbereitschaft zum Beispiel gegen Juden, Muslime und Flüchtlinge nicht leichter, aber umso vordringlicher.⁸

Darum gilt es, den von Albert Schweitzer angestoßenen Kampf für Abrüstung und Frieden, der heute notwendiger denn je ist, fortzusetzen. Nur wenn auf allen gesellschaftlichen Ebenen möglichst viele Menschen sich seine Friedensgesinnung, die von der Ehrfurcht vor allem Leben getragen ist, innerlich zu eigen machen, kann auch ein äußerer Friede wachsen und Bestand gewinnen.

100 Jahre nach Beendigung des Ersten Weltkrieges und 60 Jahre nach Schweitzers Radioappellen möchte das vorliegende Jahrbuch hierzu beitragen.

Die Reihe der hiesigen Beiträge wird eröffnet mit einem Zeitungsartikel Schweitzers aus dem Jahr 1952, der kaum aktueller sein könnte. Darin hebt er die hohe Vordringlichkeit der Vermeidung eines mit „*so grausigen modernen Waffen geführten Krieges*“ hervor. Jedoch brauche es zu wirklichem Frieden mehr als nur eine Vermeidung von Krieg. Was heute vor allem nottue ist, den „*Geist des Friedens*“ nicht nur in der Politik, sondern bei jedem Einzelnen zur Herrschaft zu bringen – „*ein Feuer, zu welchem der Brennstoff in den Herzen aller Menschen vorhanden ist.*“

Der folgende Beitrag von Eugen Drewermann zur Friedensbotschaft von Jesus – Luther – Schweitzer ist die Aufzeichnung eines Vortrags, den er vergangenen Herbst in der Herderkirche in Weimar völlig frei gehalten hatte. Drewermann rückt zunächst das Gleichnis von der Rettung des verlorenen Schafes und die Bergpredigt ins Zentrum von Jesu Friedensbot-

schaft. Jesus kommt darin in einem „therapeutischen“ Wirken zu Gesicht, das nicht ausgrenzt, sondern rettend und heilend einen Jeden in seine Gemeinschaft aufnimmt. In direkter Fortführung zeigt er bei Luther auf, dass nicht eigenes Verdienst und Opfer, sondern allein Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit Rettung verspricht. Diese spiegelt sich schließlich in Schweitzers Mitgefühl und Mitleid mit allen Lebewesen, als notwendige Voraussetzung für den Frieden. Denn *„mit Menschen, die gelernt haben Mitleid zu haben, kann man keinen Krieg führen“*.

Dass Schweitzer nicht nur über Frieden philosophiert, sondern sich in seinem letzten Lebensjahrzehnt aktiv für Abrüstung und Frieden eingesetzt hat, illustrieren die von Gottfried Schüz betrachteten Briefwechsel mit prominenten Zeitgenossen wie Theodor Heuss, Martin Niemöller, Linus Pauling und John F. Kennedy. Vor allem die Atomgefahr und die Beendigung der zahlreichen atomaren Versuchsexplosionen während der fünfziger Jahre als Voraussetzung und erster Schritt zu einer allgemeinen Abrüstung und einem dauerhaften Frieden bilden dort das beherrschende Thema.

Aber nicht nur in Worten gibt sich Schweitzer für den Frieden aus, sondern auch in seiner Orgelmusik, wie es Martin Groß in seinem Beitrag darstellt. Vor allem Johann Sebastian Bach, den Schweitzer als Dichter und Maler in Musik entdeckte, steht mit ihm in einer innigen geistigen Gemeinschaft. Groß schildert, welche ethische Kraft von Bachs Musik ausgeht, in der sich Schweitzers mystische Erfahrung der Verbundenheit mit allem Leben und dessen Friedensbotschaft ausspricht.

Die Reihe der aktuellen Schweitzer-Rezeption beschließt Mathias Schüz mit seiner Betrachtung der Bedeutung von Schweitzers Ethik für Wirtschaftsunternehmen. Die *„Selbstentzweiung des Willens zum Leben“* zeigt er als wesentlichen Grund destruktiven Konkurrenz- und Profitdenkens auf. Demgegenüber macht er deutlich, dass nur eine Verantwortung, die dem Leben in seiner Gesamtheit dient, letztlich auch dem Selbsterhalt, sei es der Einzelperson, sei es des Einzelunternehmens, und damit einer friedlichen Koexistenz zuträglich ist.

Mathias Schüz vertieft diesen Gedanken in einer Laienpredigt, in der er am Leitfaden der Schweitzerschen Ethik die *„Macht der Vergebung“* analysiert, die sich als tiefenethische Wurzel jeglicher Friedensbemühung erweist.

Roland Wolf gibt in seinem Beitrag einen anschaulichen Einblick zum Ergehen von Helene und Albert Schweitzer 1917/18, während ihrer Internierung als deutsche Kriegsgefangene in Frankreich und nach ihrer vorzeitigen Entlassung und Rückkehr in ihre elsässische Heimat ab Sommer 1918.

Ferner vermittelt Wolf in seinem Bericht zum Lambarene-Spital heute einen zuversichtlich stimmenden Eindruck der dortigen Situation.

Es folgt zum Abschluss eine Rezension Hugo Klinglers zu dem im vergangenen Dezember erschienenen dritten Band der Albert-Schweitzer-Reflexionen sowie ein Hinweis auf das gerade erschienene Buch von Roland Wolf über *„Albert Schweitzers Erben“*. Beide Bücher werden zur weiterführenden Lektüre herzlich empfohlen.

Mit diesem Albert-Schweitzer-Jahrbuch wünsche ich allen Leserinnen und Lesern eine anregungsreiche, inspirierende Lektüre. Möge es die Ausbreitung des von Albert Schweitzer propagierten *„neuen Geistes“* der Humanität und des Friedens in Wort und Tat unterstützen.

-
- 1) Albert Schweitzer: Predigten 1898–1948, *Werke aus dem Nachlaß*, hrsg. v. R. Brüllmann u. E. Gräßer, München 2001, S. 1208ff.
 - 2) Ebd., S. 1212.
 - 3) Albert Schweitzer: *Das Problem des Friedens in der heutigen Welt*, in: *Friede oder Atomkrieg*, München 1984, S. 20.
 - 4) Brief vom 22.10.1961, in: Albert Schweitzer. *Leben, Werk und Denken, 1905–1965*, mitgeteilt in seinen Briefen, hrsg. v. Hans Walter Bähr, Heidelberg 1987, S. 302.
 - 5) Vgl. Albert Schweitzer: *Friede oder Atomkrieg: folgende Zitate sind diesem Buch entnommen*.
 - 6) Vgl. Bernd Bremen: *Kein Abzug von Atomwaffen*, in: *Frankfurter Rundschau* v. 23.1.2018.
 - 7) Vgl. Xantbe Hall: *Den Weg zur Abschaffung beschreiten*. In: *ippnw forum* nr. 152/dez 2017, S. 8f.
 - 8) Vgl. Hajo Funke: *Von Wutbürgern und Brandstiftern*. AfD – Pegida – Gewaltnetze, Berlin 2016.

Aktuelle Schweitzer- Rezeption

Albert Schweitzer in Günsbach 1955

ALBERT SCHWEITZER

Was der Menschheit zurzeit am meisten not tut¹

Alle miteinander, soweit wir des rechten Überlegens fähig sind, halten wir dafür, daß es der Friede ist, der der Menschheit von jeher notwendig war und es jetzt in ganz besonderer Weise ist. Nunmehr würde ja der mit den so grausigen modernen Waffen geführte Krieg eine nicht ausdenkbare Vernichtung und Zerstörung zur Folge haben. Und da er noch mehr als die beiden, auf die wir zurückblicken, Weltkrieg sein würde, käme durch ihn ein solches Elend über die Menschheit, daß wir uns die Art ihres Weiterbestehens nicht mehr vorzustellen wagen.

Da für uns so viel von der Erhaltung des so schwer bedrohten Friedens abhängt, tut unserer Zeit not, was der Vermeidung des Krieges dienet.

An Bemühen um diese fehlt es nicht. Die Regierenden und Parlamente geben fort und fort Erklärungen ab, daß sie den Krieg nicht wollen. Gesellschaften für Völkerverständigung suchen der Ansicht, dass sich eine Einigung über die strittigen Fragen finden lassen müsse, Ansehen zu verschaffen und Verhandlungen, die dazu geeignet erscheinen, anzubahnen.

Alles Bemühen in diesem Sinne hat seine Bedeutung. Gelingt es, den Krieg zu verhüten, so wird es in der ganzen Welt als ein unermeßliches Glück, an das man zuletzt nicht mehr so recht zu glauben wagte, empfunden werden.

Aber mit dem Bemühen um die Vermeidung des jetzt drohenden Krieges ist es nicht getan. Es muß durch das viel weiter gehende und umfassendere, den wirklichen Zustand des Friedens herbeizuführen, vervollständigt werden. Die Lage, in der sich die Menschheit in unserer Zeit befindet, bringt es mit sich, daß wir mit dem Problem des Friedens in einer ganz anderen Weise beschäftigt sein müssen als die Geschlechter vor uns. Diese konnten sich noch mit einem Nebeneinander, Nacheinander und Durcheinander von Krieg und Frieden, so gut es gehen wollte, abfinden.

Wir aber müssen uns eingestehen, daß es sich für uns, wo der Krieg sich zu dem Furchtbaren entwickelt hat, das er heute ist, nicht mehr nur um möglichste Vermeidung von Kriegen handeln kann. Wenn wir nicht zugrunde gehen wollen, muß ein dauernder Friedenszustand geschaffen werden. Unser Bemühen muß darauf gehen, daß ein Friede komme, der nicht mehr vom Krieg bedroht ist.

Das was heute not tut, ist also auch das völlige Bemühen um den dauernden Frieden. Dies will heißen, daß wir uns zu etwas entschließen müssen, das bisher nicht unternommen wurde.

Viel ist über den Frieden geredet und geschrieben worden. Er ist viel gepriesen und als wünschenswert erklärt worden, wobei man unter Frieden vornehmlich das Aufhören kriegerischer Auseinandersetzungen zwischen den Völkern verstand. Wir aber müssen uns eingestehen, daß Friede mehr als dies in sich begreift. Er besteht in dem Aufhören der unter den Menschen herrschenden Friedlosigkeit überhaupt. Die politische Friedlosigkeit samt der mit ihr gegebenen Gefahr ist nicht etwas an sich, sondern nur die furchtbare Erscheinungsweise der allenthalben vorhandenen Friedlosigkeit. Diese hat ihren Grund darin, daß es uns als vernünftig und selbstverständlich gilt, daß der Gang der Dinge durch Macht, die gegen Macht steht, bestimmt ist. Wir finden uns darein, daß auf jeglichem Gebiete die Entscheidung in den bestehenden Problemen sich aus Kämpfen, die Mächte und Einflüsse gegeneinander führen, ergeben soll. Wir nehmen es hin, daß alle Abmachungen, die dieser Art von Kämpfen ein Ende setzen sollen, nur zeitweilig gelten. Es findet keine dauernde Verständigung, sondern nur ein provisorisches Zudecken der Gegensätze statt.

Es gab eine Zeit, wo man des Glaubens war, daß in der sich jeweilig durchsetzenden Macht zugleich auch das Tüchtigere über das weniger Tüchtige den Sieg davontrage und daß sich so in dem natürlichen Gange der Dinge der Fortschritt verwirkliche. Diese Illusion kann nicht mehr die unsrige sein. Überall zeigt der Verlauf der Dinge uns beides nebeneinander: siegreiche Macht und siegreicher Einfluß, in denen sich das Tüchtige gegen das weniger Tüchtige durchsetzt, und siegreiche Macht und siegreicher Einfluß, die den Anfang einer verhängnisvollen Entwicklung bedeuten. Die Zustände, wie sie in unserer Zeit gegeben sind, erlauben uns

nicht mehr, unsere Hoffnung auf den natürlichen Verlauf der Dinge zu setzen. Sie nötigen uns, einen durch den Geist des Friedens bewirkten Zustand der Menschheit, etwas, das der christlichen Idee des Reiches Gottes entspricht, vorzustellen.

Durch das Christentum ist die Idee eines Reiches des Friedens seit Jahrhunderten unter den Menschen bekannt. Aber sie blieb toter Besitz. Man glaubte nicht, ernst mit ihr machen zu können. Sie wurde als etwas rein der Religion Angehöriges, das nicht auf die Wirklichkeit angewandt werden könne, angesehen. Tatsächlich aber ist sie etwas, das verwirklicht werden will und verwirklicht werden muß. Diese Erkenntnis drängt uns die Zeit auf, in der wir leben. Für uns bleibt, soll die Menschheit nicht zugrunde gehen, nichts anderes übrig, als unsere Hoffnung auf den Geist, der anders ist als der Geist der Welt, zu setzen.

Die Friedensgesinnung, die durch die Angst vor grausig geführten Kriegen eingegeben ist, ist nur ein Schattenbild der wahren. Diese ist erst da vorhanden, wo das Aufhören der Friedlosigkeit, der wir durch den Geist der Welt in allen Dingen unterworfen sind, ersehnt wird. Dies kann nur statthaben durch das Aufkommen eines neuen, uns beseelenden Geistes. Dieser kann sich in der Welt nicht kundgeben und den Kriegen ein Ende machen, wenn er nicht zuvor in uns Wohnung nahm und sein Werk anfang.

Keiner von uns ist in der rechten Weise mit dem Problem des Friedens beschäftigt, wenn sich ihm dabei nicht fort und fort die Frage aufdrängt: Was tust denn du in deinem Bereiche für den Frieden? Wie sieht es in deinem Herzen aus? Läßt du den Geist des Friedens in ihm mächtig werden über den Geist der Welt?

Daß der einzig aussichtsvolle Anfang mit dem Kommen des Friedens gemacht werde, hängt davon ab, daß wir durch diese Frage beunruhigt werden. Wir sind aber geneigt, ihr kein Gehör zu geben, weil uns unser Gesinntsein und Verhalten in dieser Art als etwas so Kleines vorkommt, daß wir ihm keine Bedeutung für das Kommen des Friedens in der Welt beilegen.

Mit solchem Überlegen haben wir uns nicht abzugeben. Was not tut, ist, daß das rechte Kommen des Friedens irgendwo einen Anfang nehme, sei es auch noch so unscheinbar. Uns genüge, daß der Geist des Friedens von unserem Herzen Besitz nehmen will.

Wer es im Ernste unternimmt, ihm Gehorsam zu leisten, wird etwas von Jesu Seligpreisung der Friedfertigen erleben. Wohl wird er in seinem Trachten nach dem, was dem Frieden dient, nicht in allem Erfolg haben. Er wird mißverstanden und belächelt werden. Es kann auch sein, daß man ihm mit Mißtrauen begegnet, als ob sich hinter seinem Bemühen um den Frieden andere Absichten versteckten. Alles dieser Art kommt aber neben dem, was er in der Hingabe an den Geist des Friedens mit sich selber erlebt, und dem, was er damit ausrichtet, nicht in Betracht. Es wird ihm gewiß, daß er in der Wahrheit ist und vollbringen darf, was not tut.

Mit der Zuversicht darf man die Menschen zur Hingabe an den Geist des Friedens auffordern. Wer es im Ernste tut, wird keine Enttäuschung erleben, sondern einer Freudigkeit, die er nicht kannte, teilhaftig werden.

Wie groß die Zahl derjenigen sein wird, die dem Rufe der Zeit, stille Wegbereiter des Friedens zu werden, Folge geben werden, wissen wir nicht. Eins aber ist gewiß: daß damit ein Anfang von dem, was geschehen muß, gemacht wird.

Wenn es vorerst in jedem Ort nur einige und in jedem Volk nur einige Tausende sein sollten, ist dies schon eine Kundgebung des Geistes des Friedens, die nicht verborgen bleiben kann.

Niemals dürfen wir den Glauben an den Geist und das Hoffen auf ihn aufgeben.

Einen neuen Geist zu schaffen, will dem gewöhnlichen Verstand als ein wenig aussichtsreiches Unternehmen vorkommen. Er hält es nicht für möglich, daß die Menschen sich von der herrschenden gewöhnlichen Denkweise zu einer höheren erheben können.

Dieser Kleinglaube hat nicht die rechte Vorstellung vom Geiste. Dieser ist ein Feuer, zu welchem der Brennstoff in den Herzen aller Menschen vorhanden ist. Auch wenn er zunächst nur ein kleines Flämmchen ist, kann er unversehens zur mächtigen Flamme werden. Die Sehnsucht nach Frieden ist groß in den Herzen der heutigen Menschen. Ein Offenbarwerden des Geistes des Friedens wird für sie ein Erlebnis mit unabsehbaren Folgen bedeuten.

Nur durch das Wunder, daß der Geist des Friedens in der Menschheit wach werde, kann sie vor dem Zugrundegehen bewahrt werden.

Möge uns beschieden sein, daß das Bemühen um die Vermeidung des Krieges Erfolg habe, und daß wir in der so uns geschenkten Zeit den Geist des Friedens in uns mächtig werden lassen, daß es in uns und in der Welt anfangs, Reich Gottes zu werden.

Lambarene, 1. März 1952



*Rundfunkansprache
in Oslo*

1) In: *Albert-Schweitzer: Menschlichkeit und Friede*. Berlin 1991, S.102–105.
Erstmals veröffentlicht in der schwedischen Zeitung „Svenska Morgonbladet“, 1952.

Friedensbekenntnisse: Jesus – Luther – Schweitzer

MIT EINER EINFÜHRUNG VON EINHARD WEBER

*Lieber Herr Drewermann,
meine sehr verehrten Damen und Herren,*

im Namen des Albert-Schweitzer-Komitees Weimar und des Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrums in Frankfurt begrüße ich Sie sehr herzlich. Es ist mir eine große Freude und auch Ehre, Sie, lieber Herr Drewermann, hier begrüßen zu dürfen und danke Ihnen, dass Sie sich wieder einmal bereit erklärt haben, bei uns zu reden. Vielen Dank.

Unser Wunsch war und ist, dass Sie zu einem Thema sprechen, das uns sehr am Herzen liegt: Friedensbekenntnisse – und wir haben dazu gesagt, auch dem Jahr entsprechend *Jesus – Luther – Albert Schweitzer*. Nachdem man Ihnen, lieber Herr Drewermann, den ersten Internationalen Albert-Schweitzer-Preis zuerkannte, war es ein großes Glück, Franz Alt als Laudator zu gewinnen. Ich habe ihn an einem Sonntagnachmittag angerufen und es war damals gerade 2011, er war gerade viel bei der Kanzlerin und er sagte: „*Ich habe gar keine Zeit, das geht überhaupt nicht*“ – „*Ich brauche einen Laudator für Herrn Drewermann*“. – „*Drewermann?, dem habe ich so viel zu verdanken, warten Sie einen Augenblick*.“ Also letztendlich hat er einfach ja gesagt.

In seiner Laudatio sagte er: „*Eugen Drewermann hat wie Albert Schweitzer ein großes Anliegen: Jesus heutig zu machen. Die Frage, die ihn, Eugen Drewermann, umtreibt, heißt weniger, wer war Jesus, sie heißt viel mehr, wer ist Jesus – was hat er uns heute zu sagen*.“ In Ihrer Dankesrede bekannten Sie sich zu Albert Schweitzer und sprachen über Ihre lebenslange Verbundenheit mit ihm. Lebenslang deshalb, weil dem erst 14-, 15-Jährigen das Fischerbüchlein Nummer 18 „Aus meinem Leben und Denken“ in die Hände fiel und das Zitat, was so etwas wie eine Rettung war, nämlich die Bibel nicht wörtlich glauben zu müssen, „*sondern einfach der Erlaubnis wegen Fragen haben zu dürfen*.“

Was haben Jesus, Luther und Albert Schweitzer uns heute zu sagen. Jetzt freue ich mich auf Ihren Vortrag, auf Ihre Antworten, auf Ihre Anregungen, wie wir damit umgehen sollen und was wir tun können, ja vielleicht tun müssen.

Vielen Dank.

*Meine sehr verehrten Damen und Herrn,
darf ich sagen in der Herder-Kirche in Weimar:
meine lieben Schwestern und Brüder.*

Der Albert-Schweitzer-Gesellschaft danke ich sehr, Ihnen aber ganz besonders für Ihr Interesse an einer Themenstellung, die wichtiger kaum sein könnte.

Vielleicht ist es nicht so, wie 1952 Albert Schweitzer es in düsteren Visionen vor Augen hatte, dass nach der Zündung der ersten Wasserstoffbombe durch die Amerikaner Menschen imstande seien, die gesamte Menschheit, die gesamte Fauna in ihrer Gier nach Macht und in ihrer Angst voreinander in den Tod zu reißen. Wahrscheinlich ist der Globus zu groß, sogar für das Unmaß unseres Wahnsinns, aber dass wir in Zeiten leben, die den Krieg nach wie vor als Option den Mächtigen auf dem Tisch liegen sieht, beweist, dass wir dabei sind, nach wie vor, die Menschlichkeit selber zu zerstören. Und vielleicht ist das noch schlimmer als die physische Ausrottung es sein könnte.

So lange Krieg ist, kann es keinen kulturellen Fortschritt geben. So lange Staaten nach wie vor sich den Krieg als Ultima Ratio offen lassen, ist von Zivilisation keine Rede, sondern von der Schizophrenie eines Bürgers, den man umtrainiert, Soldat zu sein.

Wir Deutsche sind nicht imstande, die amerikanischen Atomwaffen aus Büchel zu entfernen. Wir nehmen passiv hin, dass sie gerade modernisiert werden, zielgenauer und dass man mit ihnen weiterhin droht. Zitat der Zeitung von vorgestern: „*Solange es Atomwaffen gibt, können wir auf Atomwaffen nicht verzichten*“. Man braucht keine aristotelische Logik, um den

Unsinn zu begreifen. Wir hätten keine Atomwaffen, wenn wir auf Atomwaffen verzichten würden. Das wäre wohl die gerade Logik.

Der Friede ist die Zukunft unserer Menschlichkeit und aller Wahrscheinlichkeit auch der Menschheit selber. Also gibt es keine Frage, die bedeutender sein könnte, als wie Frieden möglich ist. Immanuel Kant meinte, es geht nicht um möglich, es geht um notwendig. Friede ist eine Pflicht, über die nicht diskutiert werden kann. Eine unbedingte Forderung. Aber ist es möglich, mit diesem moralischen Impetus durchzudringen? Die Frage ist, wie Menschen friedensfähig werden. Und da allerdings beginnt alles mit einem Problem, dessen Lösung sich verkörpert in der Person des Mannes aus Nazareth. Es ist die Präambel seines Lebens durch den Mund der Engel über die Fluren von Bethlehem.

Herrlichkeit ist Gott im Himmel allein, wenn Frieden ist auf Erden bei Menschen seiner Huld. Ohne Frieden verehrt man Gott umsonst. Was Jesus bringen wollte, war die Heilung des Menschen zur Friedensfähigkeit. Entdeckt haben muss der Mann aus Nazareth seinen eigenen Weg der Legende nach am Jordan. Fasziniert von der Predigt eines Mannes, der in härenem Gewande am Jordan auf strengste prophetische Weise das Gericht Gottes über die Verderbtheit und Sündigkeit der Menschen predigt. Wenn er kommt, der Gottesgesandte, dann mit der Axt in der Hand, um die morschen, faulen Bäume abzuholzen, mit dem Dreschflegel in der Hand, um die Spreu vom Weizen zu trennen. Dass da jemand redet, wie Johannes in seiner eigenen Person, macht sich selber zum Sprachrohr Gottes wie all die großen Propheten des Bundes, vorbei am Tempel jenseits der Schrifteklärer identisch mit sich, muss Jesus fasziniert haben.

Daran ist etwas Wahres. Aber dann, als er vom Täufer in die Wasser des Jordans sich hineinbeugen lies, so die Legende, öffnete sich vor seinen Augen der Himmel, der Sperrriegel zwischen Gott und den Menschen hob sich hinweg und eine Stimme redete ihn an: *„Aber Du bist doch mein Sohn“*.

Ein anderes Wort wird sinngemäß Jesus in den Dörfern von Galiläa nie mehr zu sagen haben. Man könnte es interpretieren mit einem Ausspruch des dritten Jesaja: *„Kann denn eine Mutter ihre eigenen Kinder vergessen und könnte eine Mutter ihre eigenen Kinder vergessen? Ich Gott vergesse Dein nimmer“*.

Das ist die Erfahrung Jesu, die alles ändert. Nie wird Gott uns verlassen, nie uns verloren geben. Es kann an Wüsteneien in unser Leben eingebrochen sein, was will, Gott wird uns begleiten. Für Jesus bedeutet das eine vollkommene Veränderung der Perspektive. Bis dahin, ganz ähnlich dem bürgerlichen Bewusstsein unserer heutigen Tage, teilt man auch in Israel die Menschen in Gut und Böse entsprechend den 612 Gesetzen des Moses.

Stimmen ihre Handlungen mit den Paragrafen überein oder nicht?, danach entscheidet sich Gut und Böse; danach die Gerechtigkeit Gottes, danach der Umgang mit ihnen durch uns Menschen. Alles scheint ganz einfach und ganz klar. In den Augen Jesu stimmt an all dem gar nichts. Anfang der Bergpredigt, 5. Kapitel im Matthäusevangelium:

„Wenn Eure Vorstellung von Gerechtigkeit nicht gründlich verschieden ist von der Vorstellung der Pharisäer und der Schriftgelehrten, könnt Ihr Gott nie verstehen, ins Himmelreich nicht eingehen“.

Die Frage ist nicht, wie man über Menschen zu Gericht sitzt, sondern wie man der Not der Menschen gerecht wird. Das ist ein gänzlich Anderes. Jesus will nicht länger dulden, dass man aus Gott einen Lieferanten von Stacheldraht macht, der die Menschen trennt in zwei Lager. Hier die Guten, da die Bösen. Hier die Gerechten, da die Ungerechten. Hier die Frommen, da die Unfrommen, hier die Anständigen, da die Unanständigen, die belobenswerten Bürger, die verachtenswerten Bürger. Immer nach Schwarz und Weiß, immer quer durch, immer mit der Selbstgewissheit, wir sind die Richtigen.

Aber da schau her, das dient nicht dem Verstehen, nicht dem Zusammenwachsen der Menschen. Es hat nicht die Güte, die nötig wäre, Menschen zu umfassen. Und dann fragt sich Jesus allen Ernstes, ob es die Menschen überhaupt gibt, die böse sein wollen. Oh ja, da sind Sie sich ganz klar, ein Mensch hat einen freien Willen: wer Böses tut, dann will er das. – Stimmt denn das überhaupt? Kennen Sie irgendeinen Menschen, der böse ist und böse will? Sie könnten sagen, ich muss mich gar nicht weit umschauen, weil meine Nachbarin ..., wenn Sie die kennen würden, ein böses Weib. Sie öffnet den Mund und nichts als Gehässigkeit vernimmt man. Man geht ihr aus dem Wege, weil jeder Kontakt unzufrieden endet. Wir könnten so fortfahren und ziehen die Bilanz: wenn all die Schil-

derungen über Ihre Nachbarin zutreffen, bräuchte es dann wirklich noch viel des Nachdenkens, um sich zu fragen, wie viel an Idealen zerstört worden sein müssen in der Seele eines Menschen, bis er zu Bitterkeit und zum Zynismus herabsank.

Wie viel an Liebe verwüstet und enttäuscht wurde, ehe sich ein Revanchebedürfnis der Vergeltung ansammelte und wie viel an Vertrauen zu Menschen zerstört worden sein muss, wenn man nur noch mit Missgunst und Misstrauen in die Welt schaut. Sie haben keine böse Frau zur Nachbarin, eine zutiefst unglückliche, hilfsbedürftige, und indem Sie sie abscheulich finden, was ja eine gewisse Berechtigung haben mag, verweigern Sie genau das, worauf es ankäme. Sie sind vollkommen auf der richtigen Seite und vollkommen falsch in der Meinung, dass Sie alles richtig machen. Genauer noch, wenn es Ihnen besser geht als Ihrer Nachbarin, haben Sie es verdient?

Sie möchten denken: ja, ich hab mir wirklich Mühe gegeben, so nicht zu werden. Rede so nicht, denke so nicht, bin optimistisch gesonnen, jeden Morgen trete ich in den Sonnenschein. Nehmen wir wieder an, dem wäre so, gehörte dann erneut viel Nachdenklichkeit dazu, sich dessen Rechenschaft zu geben, dass Ihre Biografie lediglich glücklicher verlaufen ist als die anderer Menschen. Sie haben dazu beigetragen, dass es Ihnen heute gut geht und dass Sie sich gut fühlen, unbestritten. Aber die Voraussetzungen dafür konnten Sie nicht schaffen. Die wurden Ihnen geschenkt. Und das im Kern ist schon die ganze Botschaft Jesu. Alles, was wir sind im Guten, ist nicht erarbeitet, erstritten, erkämpft, sondern geschenkt. Und es ist dazu da, weitergegeben zu werden, es ist kein Besitz, den man mit Rechtstiteln und Ansprüchen versehen könnte, es müsste durch uns hindurchfließen wie Wasser, das von den Bergen strömt hinab in die Täler. Wie selbstverständlich sich weiterreichend und alles an den Uferrändern befruchtend zur Schönheit und üppiger Freude. Jesus wird sich weigern, die Menschen da draußen, die Gesetzesbrecher draußen zu lassen, jenseits der Schranken, der gesetzlichen Bestimmungen. Er wird sie einladen, die Sünder, wie sie damals hießen: Zöllner, Huren, Bettler. Einmal sollten sie erleben, wie Gott wirkte – in der Not könnten sie es den sogenannten Richtigen zeigen. Sie brauchen Vergebung, brauchen Güte; sind angewiesen

auf ein unbedingtes Bejahen, in ihrem ganzen Dasein. Und das im Namen Gottes möchte Jesus verkörpern. Er hebt damit das Vergeltungsgesetz auf, ignoriert die klassischen Vorstellungen von Lohn und Strafe und setzt sich damit dem entscheidenden tödlichen Widerspruch der Gesetzeslehre und der Pharisäer, der Theologen und der Juristen aus. Sie hassen ihn dafür, weil alles mit mal fließend zu werden beginnt. Weil nichts mehr seine eingefrorene, kristallen vereiste Klarheit und gewissermaßen Festigkeit besitzt. Es ist, wie wenn über die Schneefelder der Frühling käme und schmelze hinweg, was an Gefrorenem auf den Feldern liegt, fast sie verwandelnd in einen Morast, der schwer zu begehen ist. Aber reich und üppig an neu sich gebärendem Leben.

Man treibt Jesus in die Enge auf Leben und Tod. Weiß er wirklich alles besser als Moses? Will er wirklich sagen, das Gesetz am Sinai ist null und nichtig? Ich weiß das besser. Moses hat gesprochen, aber nun sage ich. Genau den Eindruck erweckt er. Dann gehört er als Lügenprophet, als Anomiker, als ungesetzlicher Widerständler gegen Moses, hingerichtet im Namen aller 612 Gesetze des Moses. Dann verstößt er gegen die Ordnung, die das bürgerliche Leben zusammenhält im Ganzen. Jesus argumentiert nie prinzipiell. Er hält kein Traktat wie Sokrates oder später Immanuel Kant nach der Logik der praktischen Vernunft. Er argumentiert mit sinnverliehenen Beispielen und Gleichnissen, mit Evidenzen.

Wenn ein Hirt, nehmen wir an, im Besitz von hundert Schafen beim Herdendurchtrieb im Bergland Galiläas am Abend mal wieder feststellen muss, dass eines seiner Tiere sich versprengt hat, wird er dann nicht unbedingt, solange die Sonne am Himmel steht, den Weg noch einmal gehen, um das verlorene zu suchen?

Das nämlich hat man noch nie gesehen, dass ein Schaf einfach mutwillig von der Herde wegläuft, aber ein kleiner Felsenvorsprung genügt, um den Sichtkontakt zu versperren, wenige Minuten, um den akustischen Kontakt aufzuheben, dann ist ein Schaf verloren. Es kann von eigenen Mitteln her zur Herde nicht mehr aufschließen. Es wird sich niederhocken und kläglich blöken und damit sogar die Beutegreifer auf sich aufmerksam machen, käme nicht der Hirt, es zu suchen. Nur weil es sich verloren hat, wäre es verloren. In dieser Hirtensprache schwingt das Wort mit, das hel-

fen kann, am besten ein uns gängiges, aber völlig leergedetes Wort aus der Bibel richtig zu verstehen. Wir sprechen von Sünde und wieder meinen wir damit die Übertretung bestimmter Gesetze, wie [als] wäre die Religion lediglich eine erweiterte oder überhöhte Form der Ethik. In Wirklichkeit sollten wir das, was Sünde heißt, in der Bibel mit Verlorenheit beschreiben, dann hätten wir den Begriff korrekt ausgedrückt. Und wir wüssten, einem Verlorenen werden wir nicht helfen mit dem erhobenen Zeigefinger: „*Ich hab's Dir immer schon gesagt*“ und mit dem ausgestreckten Zeigefinger: „*Jetzt pass mal auf*“ und der geballten Faust: „*Nun ist aber Schluss*“. Einen Verlorenen muss man suchen und das kann in unserem Leben lange dauern, bis wir überhaupt begreifen, wohin er seelisch sich verloren hat und wie wir ihn dann finden und am mühsamsten ihn auf den Armen zurücktragen zu den andern. Jahre kann das dauern.

Aber wenn Gott unter uns keinen Einzigen verloren gibt, weil wir seine Kinder sind, wie dürften wir dann als Brüder und Schwestern miteinander einen anderen verloren geben, mit Berufung noch auf Gott und erklären, Gott will das, Gott ist gerecht. Und das verkörpern wir jetzt: klare Regeln, Abgrenzung, ja oder nein, Lohn und Strafe, in Himmel und Hölle – das ganze Panorama. Es trägt keine Güte, kein Verstehen; es kennt kein Mitleid. Dagegen wehrt sich Jesus. Tatsächlich – formal hebt er die Gesetze des Moses auf, um sie zu erfüllen. So die sogenannte Bergpredigt, das Kristallstück seiner ganzen Botschaft. Da steht er auf dem Berg, als wär's der zweite Sinai, um ihn seine Jünger, wie wären es die israelischen Stämme, und redet: „*Moses hat gesagt – ich aber sage Euch*“ –, und alles wird innerlich, verwandelt sich in Güte. Entlang der nämlichen Bestimmungen.

Man hat die Bergpredigt fast in der ganzen Geschichte des Christentums als eine Art Übermoral verstanden und das Gefühl ist bis heute, es klingt wunderbar, nur leider – ich kann das nicht.

Die katholische Kirche hat sich beholfen durch eine Zweispaltung. Es gibt besonders Erwählte hinter Klostermauern. Da vielleicht kann man die Bergpredigt leben. Aber die normalen Menschen mit Familie und Verantwortung und in bürgerlicher Existenz können es so nicht.

Damit hat *Martin Luther* ein für alle Mal Schluss machen wollen. Es

sollen nicht die Kleriker wie Öl auf dem Wasser schwimmen und den Fischen darunter die Luft rauben. Nie hat Jesus eine Ordensgemeinschaft wie die Essener einrichten wollen. Was er zu sagen hatte, galt dem wirklichen Leben oder überhaupt nicht.

Wir sind so klug, spätestens mit Beginn des 20. Jahrhunderts durch Max Weber, einen neuen Kunstgriff einzuführen, dass die Bergpredigt eine hohe moralische Gesinnung verrate. Da ist sie gut, im Herzenskämmerlein, oh, da möchten wir auch Gutes bewirken. Wir wären die rechten Leute, es auch zu wollen; allein die Verhältnisse sind von solcher Art, dass wir scheitern müssen. Und es ist ein anderes, eine Gesinnung zu haben oder Verantwortung zu übernehmen. In der Gesinnung mögen wir friedfertig sein. Wer wäre das nicht. Aber die Verantwortung gebietet internationale Kampfeinsätze rund um den Globus, Erhöhung des Militärhaushalts bis auf 2 Prozent des Bruttoinlandsprodukts von 35 Milliarden auf über 70 Milliarden, gebietet den Amerikanern auf 750 Milliarden Dollar Rüstung zu favorisieren, das ist Verantwortung. Selbst wenn Sie der Meinung wären, dass diese Definition von Verantwortung eine absichtliche Täuschung oder ein ausgemachter Wahn sei – die Spaltung selber ist verderblich. Möchte es doch sein, dass nur die Gesinnung, die sich ernst nimmt, über kurz oder lang verantwortbar bleibt und die Schizophrenie in sich selbst zerstörerische Potenziale entwickelt. Tatsächlich ist die Bergpredigt überhaupt keine Moral. Matthäus definiert ihren Rahmen eindeutig. Jesus redet zu den Kranken, die man ihm bringt, die unterhalb des Berges da zu finden sind.

Gelähmte, Mondsüchtige, Menschen, die nachts über die Dächer gehen und dem Mond sich näher fühlen als den Straßenlaternen. Die können ohne ihre Ideale den Weg nicht finden auf der Erde. Aber wer sie anrufen und enttäuschen würde, riskierte, dass sie vor Schrecken herabfallen, in den Tod. Wie verbindet man die Ideale mit dem wirklichen Leben?

Die Bergpredigt ist gesprochen, Kranke zu heilen. Sie ist kein Anspruch, sie ist ein Medikament. Am Ende, als Jesus von dem Berge herunter geht, wird man ihm einen epileptisch Kranken bringen. Die Heilungen vorher, die Heilungen nachher umrahmen die Bergpredigt als ihre Bedingung und Auslegung. Leider ist das Griechische an dieser Stelle nicht so korrekt, wie man's auf aramäisch-hebräischem Hintergrund verstehen sollte. Die Sätze

der sogenannten Seligpreisungen: „*Glücklich wage ich*“ – ich übersetze ein wenig frei – „*die Menschen in dieser Welt zu nennen, die noch weinen können. Sie sollen getröstet werden.*“ Besser noch: „*hiermit finden sie ihren Trost*“. Griechisch heißt das: „*sie werden getröstet werden*“, als käme es noch. Es ereignet sich in dem Moment, wo man Jesus begegnet und seine Stimme vernimmt. Denn so ist es wirklich: *therapeutisch*. Menschen kommen zu ihm und lächeln, einzig, um zu bedeuten, sie möchten ihm nicht lästig werden.

Eigentlich sei ihr Problem auch gar nicht so arg, dann aber, kaum dass sie fünf oder zehn Minuten zuhören, rinnt es in Strömen. Endlich darf man weinen. Das ist eine ungeheure Befreiung, wenn das möglich ist. Das Gegenbild wäre Dantes Inferno im fünften Kreis der Hölle. Da stehen sie bis zu den Hüften eingefroren und über ihre Gesichter weht hinweg der eiserne Hauch einer ewig klappernden Mühle, so dass die Tränen, die sie weinen möchten, zu Masken aus Eis versteinern. Jede Begegnung unter Menschen, jede wirkliche Therapie besteht darin, dass sie mit bloßen Händen versuchen müssten, die Eismasken ins Fließen zu bringen. Man schämt sich, weil man schwach ist, aber vielleicht muss man das gar nicht. Dass man Gefühle hat, und man darf sie zeigen, ist der rechte Weg zur Menschlichkeit und einzig das zu spüren schon der Beginn der Heilung oder sie im Ganzen. Man ist zugelassen mit aller Traurigkeit. Man darf nun fühlen, wie man wirklich ist.

„*Glücklich nenn' ich die Menschen, die ihre Armut kennen und anerkennen*“. Ein wunderbarer Satz am Beginn der Bergpredigt und er ist ganz und gar therapeutisch. Arm zu sein, vor allem seelisch, leistungsmäßig, finanziell gilt immer wieder als das Verachtenswerte. Man hätte es nicht wirklich geschafft, man hätte das Eintrittsbillet in die menschliche Gesellschaft noch nicht bezahlen können. Wie aber wäre es, wir könnten die Überkompensationsform der Selbstverachtung endlich hinwegnehmen? Es genüge, dass wir selber sind. Ja haben wir Schwächen, ja haben wir Grenzen, ja haben wir Formen der Armut. Aber genau das kann uns dankbar machen, kann uns hilfsbereit machen im Verständnis mit anderen, denen es ganz genau so geht.

Überhaupt werden wir die Not anderer Menschen nur verstehen bis zu dem Punkt, bis zu dem wir im eignen Verständnis selber gelangt sind. Und

so geht's fort. Glücklich nenn' ich in dieser Welt die Menschen, ich übersetzte frei oder korrekter: „*nicht die Demütigen*“, wie in der Einheitsübersetzung sich findet, das wäre gänzlich falsch. Glücklich sind nicht die dauernd auf allen Vieren durch die Welt Kriechenden. Wenn das Demut hieß, wäre es den Herrschaften hoch angenehm. Aber so war nicht Jesus. Kein Zweifel, er meint: „*Glücklich nenn ich die Menschen, die es wagen, in dieser Welt wehrlos zu sein. Nur die werden Frieden bringen*“.

Der Friede kommt nicht aus der Politik der Stärke und es ist kein Friede wie Philipp II. von Mazedonien ihn schuf, als er ganz Griechenland mit Krieg überzog und endlich in einen Friedhof der Verständigung verwandelte. Ein Programm, das sein Sohn Alexander um die ganze Welt spannen wollte, das Augustus weiter trug bis zur Pax Romana und dem wir heute folgen in der sogenannten Pax Americana. Es ist das Prinzip endloser Verwüstungen, unmöglicher Friedensabschlüsse und immer neuer Kampfhandlungen, und immer kommt der Friede am Ende eines Meers von Blut. Die Friedenstaube mochte fliegen über die Sintflut, aber über das Blutmeer unserer Kriege findet sie zur Arche Noah nicht zurück, das ist unmöglich.

Dass Jesus genau so denkt, zeigt sich in den Erweiterungen seines Ansatzes, der [sich] zunächst im inneren Frieden eines therapeutischen Umgangs miteinander bietet, indem er [ihn] politisiert. Wie geht man um mit Geld? Ganz einfach, indem man begreift, dass es einem selber nicht gehört. Auch das Geld ist ein Geschenk zum Weitergeben. Darf man Zins nehmen? Moses verbot das. Für Jesus bedarf's keiner Diskussion. Aber machen wir daraus die Verpflichtung, das Überflüssige demjenigen zu geben an unserer Seite, der es am meisten braucht, hebe sich unsere gesamte kapitalistische Ökonomie auf. Sie basiert auf dem Zinsfuß, auf der wechselseitigen Bereicherung, auf der Not der anderen. Wer setzt sich durch im globalen Konkurrenzkampf, wer vernichtet wen und wer schafft daraus seine Stärke? So müssen wir sein, alternativlos, nur so ist Fortschritt. So wächst die Unmenschlichkeit. Und keine Frage, mit der Botschaft Jesu trägt es sich gar nicht. Friede kommt nicht aus Rüstung, Drohung und Gewalt. Dass er es genauso meint, finden Sie im 11. Kapitel des Markus beim sogenannten Einzug in Jerusalem. Das ist die Aufführung eines Zitats aus dem neunten Kapitel des Sacharja. Käme denn jemand im Namen

Gottes und wollte herrschen über Israel, wäre der Messias unter uns, bestünde seine erste Maßnahme in einseitiger Abrüstung. Er wird die Kriegswagen verbrennen, er wird die Bogen zerbrechen. Das wird eine Schockwelle des Friedens auslösen bei Ephraim und den Nachbarstaaten, niemand mehr müsste sich fürchten vor einander. [Da] brauchen wir Immanuel Kant aus dem Jahre 1790, „Ideen zum ewigen Frieden“, der genau das vorschlägt. So lang gerüstet wird, so lange ist die Angst, so lange ist die Gegenrüstung, so lange ist die Spirale der Gewalt nicht aufzuhalten.

Wir brauchen einen Friedensabschluss, nicht Bündnisverträge für erweiterte Kriege. Wir brauchen einen inneren Gerichtshof, der Frieden entscheidet. Wenn der Staat schon das Gewaltmonopol in die Hand nimmt, warum lernt er nicht endlich, es auf sich selber anzuwenden in der Außenpolitik? Wenn Gewalt drinnen verboten ist, wie soll sie dann zur Pflicht erhoben werden im Umgang mit Nachbarstaaten? Dass es Staaten gibt, basiert auf einer Schizophrenie zwischen drinnen und draußen, die dringend ihrer Auflösung bedarf. Genau das meint Jesus beim Einzug in Jerusalem. Man wird ihn dafür hinrichten. Nicht nur, dass er gegen Gesetze verstoßen hat, auch dass er das Messiasideal des alten Israels verspottet. Wenn denn der käme, der Messias, so hofft man in den Bergen Galiläas bei der Guerilla, dann wird er mit eisernem Stößel im Mörser die Römer zerschmettern, freikämpfen das Land Gottes für sein erwähltes Volk; ein Programm, das heute noch die Gemüter verwirren kann, wie es scheint. Jesus wollte nicht, dass man mit irgendwelchen Menschen, ob es Juden sind, Samariter sind, Römer sind, Griechen sind, wem auch immer, so verfährt. Und er fügt noch hinzu, wir bräuchten eine Änderung des uns kostbarsten Begriffs der Größe. Was lernen unsere Schulkinder?

Groß ist Philipp von Mazedonien, groß Alexander, groß Karl, groß Napoleon. Napoleon konnte 600.000 Mann der Grande Armee beim Marsch auf Moskau in den Tod treiben und eine zweite Armee aufstellen, als er von Elba kam und nach Waterloo führen 1815. Hunderttausende von Toten, aber groß entsprechend der Zahl der Leichenberge auf den Schlachtfeldern. So nennen wir heute groß, eine Macht wie die USA – God's own country. Sie hat über 600 Militärstützpunkte rund um den Globus. Sie baut gerade einen neuen Flugzeugträger, die „Gerald Ford“, so groß wie

noch nie irgendetwas auf den Meeren schwamm, nur um mit Katapultstarts Düsenkampfbjets in jedes Gelände der Welt zu schicken, Raketen von den U-Booten. Groß – sie haben maximal ihre Tötungskapazität hochgerüstet und wenn dies, ist es eine Großmacht. Wann beginnen wir zu sagen, es ist verachtenswert, zutiefst. Es ist überhaupt nicht groß, es ist gemein, hinterhältig, machtbeseßten, wahnsinnig, unmenschlich, zerstörerisch. Wir wollen es nicht mehr. Im Munde Jesu hört sich das einfach an, ist aber sein Testament. 22. Kapitel bei Lukas im Gespräch mit seinen Jüngern, im Abendmahlssaal, da hört er sagen, wie sie untereinander debattieren, wer von ihnen der Größte sei. Im Markusevangelium hat Jesus mal gesagt, die auf den Thronen sitzen, willküren herunter auf ihre Untertanen und lassen sich dafür auch noch Wohltäter nennen; unter euch, nicht so. Und so spricht Jesus im Abendmahlssaal: „*Wer unter euch groß sein will*“ – sinngemäß – „*der frage sich, wem er helfen kann, wenn er am Boden liegt und eine Hand braucht, die ihn aufrichtet*“.

Wer den Anderen groß macht, ist groß. Aber nicht wer ihn übermäßen will in seiner Eitelkeit. Aus Angst wird niemals Größe geboren, aus niedergetretenen Minderwertigkeitsgefühlen der Selbstverachtung nur die Fremdverachtung. Aber wie Menschen identisch werden mit sich selber im Vertrauen auf eine Güte, die sie umfängt, in allem, was sie sind, wäre der Beginn des Friedens drinnen wie draußen.

Paulus war's, der gefangen hat, dass die Botschaft Jesu zu eng interpretiert wäre, nähme man sie wie sein eigener Bruder Jakobus im Tempel von Jerusalem. Man betet bis zum Ende der Welt, dass das Reich Gottes kommt.

Paulus, der Jesus nie gekannt hat, wusste, dass die Gedanken dieses Mannes von einer bedingungslosen Vergebung, einer Gnade, die total das ganze menschliche Dasein neu begründet, zu kostbar [sind], als dass sie lediglich das Programm einer jüdischen Reformsekte blieben, sie müssen hinausgetragen werden in alle Welt, sie gehen jeden an, einfach, weil er ein Mensch ist.

An der Stelle beginnt *Martin Luther* 1.500 Jahre später, überschlägt die Kirchengeschichte und findet, sie hat uns der Bergpredigt nicht zentimeterweise näher gebracht. Wir sind mit Sieben-Meilen-Stiefeln davor wegelaufen und haben das noch christlich genannt. Ein einziger Selbstbetrug.

Ein Neubeginn muss her, gestützt auf die Bibel. Und die Kernfrage, die Luther umtreibt, in seiner eigenen Angst, liegt in dem paulinischen Wort der Rechtfertigung. Niemand heute wird so fragen, wie finde ich Rechtfertigung bei einem gnädigen Gott. Wir müssten die Sprache ein Stück weit enttheologisieren oder säkularisieren, damit sie ihre Wirklichkeit aufschließt. Und wieder läge auf der Hand, es therapeutisch zu versuchen.

Stellen Sie sich Menschen vor, die sich von Grund auf unberechtigt im Leben finden. So etwas kennen Sie nicht? – ich fürchte nur all zugut. Eine Frau schildert, dass sie sich als Mädchen am Anfang noch erinnern kann, irgendwie glücklich gewesen zu sein. Dann aber brach das Geschäft ihres Vaters ein, er musste sich verschulden, um weiterzumachen, er musste neue Schulden aufnehmen, um die unbezahlbaren Altschulden abzutragen, er saß in einem ausweglosen Strudel. Er griff zu Alkohol. Seine Frau, ohnedies ihrer Persönlichkeitsstruktur nach zu Depressionen neigend, völlig außerstande, in ihrer Verschüchterung dem Mann jetzt Paroli zu bieten, zog sich nach innen zurück, manchmal stunden- und tagelang hinter verschlossenen Türen. Es genügt die Schilderung.

Sie stellen sich ein Mädchen vor, 6, 8 Jahre alt, das sein eigenes Elternhaus einstürzen sieht und das Haus reparieren, restaurieren, stabilisieren muss, um überhaupt ein Zuhause zu haben. Der Vater ist in Geldnot, das bedeutet für dieses Mädchen, dass es im Grunde unberechtigt ist, überhaupt zu existieren. Menschen haben einen Körper, der muss essen, trinken, sich kleiden, braucht Wärme, lauter Kostenfaktoren. Ein Mensch hat auch eine Seele mit gewissen Wünschen, ganz normalen; aber sind die erlaubt? Zum Geburtstag, zu Weihnachten, neue Schühchen, wie das Nachbarmädchen einen roten Ball. *„Weißt Du nicht, wie wir hier leben? Wie kommst Du dazu? Unglaublich, dass Du hier freche Wünsche äußerst, das geht gar nicht.“* Der Vater schlägt um sich vor Wut unter Alkohol und das Mädchen muss es verstehen. Der Vater ist gut. Der Vater ist verantwortlich, der Vater will doch das Richtige und er hat völlig Recht. Er kann doch überhaupt nicht anders. Man muss es verstehen. Man darf nicht widersprechen, das würde alles noch verschlimmern. Und die Mutter muss man trösten. Sie droht, suizidal zu werden. Wie stabilisiert eine Achtjährige das Leben ihrer Mutter? Sie kann sich daneben hocken, zeigen, dass es die

Mutter lieb hat, und muss darauf verzichten zu spüren, dass die Mutter ihr Mädchen lieb hat. Es ist zu viel, es ist unberechtigt zu leben. In der Psychotherapie können Sie wie auf der Suche nach dem verlorenen Schaf lange Zeit zubringen, um den Ort überhaupt zu finden, wo der andere sich aufhält, und dann müssten Sie ihn auf den Armen nach Hause tragen. Ein Umfangensein in allem. Eine Zuwendung total. Eine Berechtigung ohne Voraussetzung. Ein Weinen, das erlaubt ist. Depressionen, die zugelassen sind. Schwäche, die endlich Stärke beweist, weil Selbstvertrauen dahinter steht. Ich darf mich doch mal so fühlen. Damit fing es an. Ich dürfte sogar manchmal widersprechen, ich dürfte – undenkbar – Ärger haben. Vielleicht war's ja nicht richtig, dass man das Mädchen schlug. Und es wäre der erste Satz gesprochen im Namen Gottes: *„Dein Vater hatte unrecht“*, als er so tat. Und wir lernen jetzt das begangene Unrecht nicht zu verewigen, im Umgang mit uns selber. Sie können sagen, aber das ist doch reine Psychoanalyse, das ist doch nicht Theologie, das legt ja nicht die Botschaft Jesu aus. Genau das legt die Botschaft Jesu aus.

Wenn Jesus einen Leprakranken berührt, um ihn zu heilen, darf er das nicht nach dem Gesetz, aber er tut es, denn nur die Zärtlichkeit der Berührung gibt dem anderen die Heilheit und Reinheit seiner Haut zurück. Dass er [der Leprakranke] sich zumuten darf, den Blicken der Priester im Tempel ausgesetzt [zu sein], zugehörig zu allen; er muss nicht länger warnen vor sich als vor etwas ansteckend Ekligem. Er darf unter die Menschen zurückkehren.

In der Art ist alles, was Jesus tat, Therapie, Wunder der Heilung. Und nun müssten wir [das], was Luther meint mit Rechtfertigung vor Gott, nur ein Stück ins Existenzielle noch übertragen.

Unsere Not ist, dass wir 500 Jahre nach Martin Luther die Vertiefung durch Psychoanalyse, Existenzphilosophie fast verweigert haben. Es gibt Ansätze, aber keine durchdringenden für das Kirchengdogma. Genau das müssen wir in der Geschwindigkeit eines Vormittagsvortrags nachholen. Denn es ist unsere Situation als Menschen, ungerechtfertigt in dieser Welt zu sein. Die zwölfjährigen Kinder in Biologie werden Charles Darwins Lehre der Evolution lernen. Gnade existiert da nicht. Der Stärkere wird sich durchsetzen, der mit den besseren Genen.

Herrschen wird der Egoismus der Gene. Und das treibt freilich die Entwicklung des Lebens zu immer höheren Stufen. Wem verdanken wir alle Schönheit, alle Grazie, alle *Elégance*, die wir beobachten in der Tierwelt und bei uns Menschen? Das Finale von der Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl.

Und die Gesellschaft wird's genau so sagen. Mein lieber Junge, mein liebes Mädchen, du bist dazu da, den Industriestandort Deutschland im globalen Konkurrenzvergleich zu halten und zu verteidigen. Lerne in den MINT-Fächern, streng dich an gefälligst, werde kein Sozialschmarotzer, wir wollen ordentliche Leistungen von dir, nimm dich zusammen; nützlich musst du werden, dann mag man dich akzeptieren. Faulenzer wollen wir hier nicht, schon in der Schule nicht.

Wir programmieren mit Chipkarten die Bildungsoptimierung der Dreijährigen in der Kita. Das hieß mal „Kindergarten“; wie könnten Kinder aufwachsen wie Blumen im Hinterhof. *Kita* – das ist korrekt und kurz genug. Eigentlich schon „still gestanden“ im Aufmarsch zur Leistung. Genau das ist, was Luther ablehnt im Umgang mit dem Gesetz und mit der Art des Lebens überhaupt. In der Botschaft Jesu hätte er finden können, was ihm von Paulus eher verstellt als entdeckt wurde, dass Jesus das *Opfer* Gott gegenüber absolut ablehnt. Dieses Bild im Hintergrund der Kirche, des gekreuzigten Jesus, ist ein Zentralsymbol des ganzen Christentums. Aber wer sagt uns dabei, dass Jesus starb *dafür*?

Einen Gott zu bringen, der keine Opfer will. Das machte sämtliche Priester im Tempel arbeitslos, höbe ihre ganze Dienstbarkeit, mit der sie viel Geld verdienten, auf. Luther meinte, dass durch das Opfer Christi alle Opfer überwunden sind. So dachte Paulus schon. Aber Jesus selber starb dafür, einen Gott zu bringen, der gar keine Opfer will. Schon gar nicht sein eigenes. Die ganze Quälerei von Menschen im Namen Gottes sollte aufhören. Hätte Luther bis zu diesem Punkt gefunden, könnte er in gerader Linie in die Neuzeit übernommen werden, wäre jeder Rest des Mittelalters vorbei und wir fänden zu dem, was er sagen mochte.

Gott liebt unser ganzes Leben, nicht nur am Sonntag, sondern den Werktag gleich mit. Luther als Mönch heiratet 1525 eine ehemalige Klosternonne und findet, dass dies Gott am besten interpretiert. Liebe ist zuge-

lassen, Selbstverleugnung nicht mehr möglich. Die Menschlichkeit als Person darf endlich sich getrauen zu leben. Das ist Luther 1521 beim Reichstag zu Worms. Nach einer Woche Debatte soll er gesagt haben: „... *hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir.*“ Das ist Legende; verbürgt ist schriftlich die Zusammenfassung von Kaiser Karl dem Fünften: „*Es will mir nicht erscheinen, wie ein einzelner Mönch recht haben könnte gegen die gesamte Christenheit.*“ Das ist Martin Luther. Das ist Jesus aus Nazareth. Das sind die Propheten des Alten Testaments, Jeremia beispielsweise. Ein Einzelner, der sich wagt, kann recht haben gegen den ganzen Rest. Eine ungeheure Möglichkeit, die nicht geboren wird aus Tapferkeit, einzig aus Vertrauen. Der Luther zu Worms ist nicht identisch mit der Statuenfigur auf den deutschen Marktplätzen. Da ist er dreißig Jahre älter. Riesig an Gewicht, bereichert durch die Wohlversorgtheit seiner Frau, „*Herr Käthe*“, wie er [sie] nennt. Von keinem Hurrikan Irma mehr umzumähen. Der Luther in Worms ist ein nervöser, verängstigter, unruhiger, an sich selber zweifelnder Mensch. Er braucht die Bibel, sie ist sein Ein-und-Alles. Sie auszulegen für die Menschen, das ist, was er als seine Mission begreift. Unmittelbarkeit in Vertrauen zu Gott. Und Vertrauen darin, endlich berechtigt zu sein und Vergebung zu bekommen. Könnten wir noch Kriege führen im Namen von Recht und Ordnung, wenn Vergebung notwendig wäre, für einen jeden? Luther findet in einem kleinen Aperçu aus dem Jahre 1521 in einem Brief an Philipp Melanchthon in Wittenberg, geschrieben in Eisenach auf der Wartburg: „... *sündige tapfer*“ als den besten Rat für seinen schwankenden Freund. Sündige tapfer war natürlich das Stichwort für die Gegenreformation. Alle Katholiken unter Ihnen wissen, dass das die schlimmste aller Sünden ist, vermessenlich zu sündigen auf Gottes Barmherzigkeit. Das kann Gott nicht vergeben und das macht hier Luther, das soll die Reformation sein. Heilige Ordensgelübde werden gebrochen. Sündige tapfer. Nichts gilt. Kein Kirchengesetz; die Bannbulle des Papstes, verbrannt vor den Toren zu Wittenberg. Sündige tapfer.

Was Luther meint, ist genau das Gegenteil. „Lieber Philipp“, hätte er auch sagen können, „wenn der heutige Tag vorbei geht, wirst Du wissen, wie viele Momente waren, da Du fehltest, bei [denen] man Dich brauchte, Du aber hattest nicht das Geld, die Nerven, die Zeit, die Geduld, hattest

was Besseres vor; das war ein Fehler, für den andern. Und das Schlimmste: Du hast wahrscheinlich keine Möglichkeit zu verstehen, was im Leben des anderen Dein Fehlen bedeutet. Womöglich war es die Weichenstellung am Ausgang eines Bahnhofs in eine Katastrophenstrecke des Zusammenpralls. Du weißt es nicht. Du kannst nur Gott anflehen, dass er die Lücken, die Du gelassen hast, schließt mit seiner Güte, stellvertretend.“

Und wie wir Menschen sind, das wird morgen Abend fast genauso sein. Also dass Gott uns vergeben muss, nicht nur, was wir getan haben, schon auch, was wir noch tun werden. Wir kommen von heute nur auf morgen im Vertrauen auf Vergebung, die unbedingt gilt. Das ist die Basis dessen, dass wir lernen können, zu vergeben und zu beten, wie Jesus es uns gelehrt hat im 6. Kapitel bei Matthäus: *„Lieber Vater, himmlischer Du, alles musst Du uns vergeben, weil wir sonst nicht leben könnten. Und wir versprechen Dir hiermit, allen alles zu vergeben.“* Das ist die ganze Botschaft Jesu, so wie Luther sie wieder findet in seiner sogenannten Rechtfertigungs- und Gnadenlehre. Und er wagt zum Teil sie zu artikulieren, auch im politischen Raum. Die Zinsnahme: Dagegen tobt er in drei Schriften. Alle nehmen Zinsen, sagst Du, dann machen's alle falsch. Es nehmen auch die Christen Zinsen, sprichst Du, dann sind sie eben keine Christen. Wie kannst Du mit dem Geld, das Du überflüssig hast und dem andern deswegen leihst, nicht im Sinn tragen, ihm damit zu helfen, sondern ihn zu erwürgen und zu pressen mit dem Zinseszinsfuß nach der Manier der Bankiers, der Fugger und der Welser und der Bank in Amsterdam. So ist es nicht christlich. Noch einmal, es hebe sich unsere gesamte Ökonomie auf, wenn das Geld hätte und es wär' der Anfang eines wichtigen Teils der Friedfertigkeit. Kriege werden nicht geführt, weil die Einzelnen mal wütend werden können. Ökonomische Ziele sind die Gründe für's Krieg führen. Und wir werden so lange Kriege haben, als man am Krieg mehr verdienen kann als im Frieden Rendite zu erwirtschaften wäre. Nicht wir verdienen dabei, sondern eine Handvoll Würger, die aus dem Blut alles kochen, ihre Rendite zuoberst – Milliarden, und sie verdienen immer. Bei Rüstung, der Kriegsvorbereitung, bei Durchführung der Kriege, beim Wiederaufbau nach dem Krieg, sie sind bei allem dabei. Wenn man diesen paar hundert Leuten auf der Welt das Handwerk legt, dazu müsst' es ein Mittel geben

und ein ganz einfaches wäre, die Finanzwirtschaft vom Zins zu lösen.

Luther hätte das gewollt. Er hat es nur nicht durchdacht. Es liegt wieder mal an den Theologen, dass sie es nicht vorangetrieben haben. Silvio Gesell, ein Argentinier, hat eine Freigeldtheorie Anfang des 20. Jahrhunderts gefunden, mit der es zu bewerkstelligen wäre. Ohne auf die Details einzugehen, es bleibt bei Martin Luther eine Schizophrenie, die sich denn doch gegen das richtet, was er meint. Augustinisch ist ihm die Zwei-Reiche-Lehre überkommen und aus der mag er sich nicht lösen. Es gibt das Christliche im Grunde individualisiert in den Einzelnen, in Gruppen vielleicht im Raum der Kirche, aber da wird es schon zweifelhaft.

Der Staat hingegen hat das Schwert in der Hand und das muss er nutzen. 1523 in den Bauernkriegen. Luther braucht zwei Jahre und das mörderische Wüten der Fürsten, des mit der Reformation verhandelten Philipp von Hessen, der 1525 in Frankenhausen den Bauernaufstand niederkartätschen lässt. Thomas Münzer ist ein Hassobjekt für Luther, politisch denkt er nicht an Frieden, das muss man wirklich zugeben. Krieg gegen die Türken, Krieg gegen die Rotten der Bauern, das alles war kein Widerspruch für Luther. Ob er gebilligt hätte, dass der Schmalkaldische Bund gegen die katholische Liga ins Feld zieht, mag dahingestellt bleiben. Das war schon jenseits seines Todesjahres 1548, aber es bereitete sich vor. Friedenspolitik ist durch die Zwei-Reiche-Lehre, durch die Schizophrenie von Luther her, schwer zu begründen; die protestantische Hypothek, speziell in Deutschland, immer obrigkeitsfromm geblieben zu sein. Der deutsche Kaiser Wilhelm I, der oberste Bischof der Protestanten in Deutschland, Ihro Majestät die Königin in England, oberste Bischöfin der Anglikaner, wenn es so steht, bedeutet Gott zu dienen, identisch zu sein mit Obrigkeitshörigkeit und Gehorsam.

Wie kommen wir davon los? Es ist ein ziemlicher Sprung, aber ein nötiger, einmal zu denken, es gäbe ausgerechnet bei *Albert Schweitzer* eine versöhnende Form des Ansatzes, nicht als wenn er in gerader Linie auf der Strecke weitergefahren wäre. Es ist wirklich ein Neues, bedingt durch Problemlagen, die von Luther und der Reformation allein her nicht zu lösen sind. Albert Schweitzer lebt am Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts in einer Zeit, in der der Grund unserer Existenz christlich, die Person Jesu

durch die Forschung durch Anwendung historischer Methoden auf die Interpretation der Bibel zutiefst schwankend geworden ist. Hat Jesus überhaupt gelebt oder ist er eine mythische Größe? Wenn er gelebt hat, war er dann psychisch für normal zu halten oder nicht irgendwie doch verrückt? Das Ende der Welt überspannte die Idealsetzung „Ich bin der Sohn Gottes“ – was war bloß mit dem Mann los, kann man sich fragen. Unter all dem beginnt Albert Schweitzer ganz von vorn seine Leben-Jesu-Forschung zu schreiben und er nimmt dabei, was er im neuen Testament findet, auf seine Weise wörtlich. Jesus, meint er, wollte sich opfern entsprechend den Gottesknechtliedern des Jesaja, um das Reich Gottes voranzubringen. Im gewissen Sinn habe er sein eigenes Glück zerstört, um die Weissagungen des Jesaja zu erfüllen, damit Gott auf diese Erde kommt. Der Gedanke ist historisch in der Form nicht zu begründen. Jesus starb nicht, um Gott einen Gefallen zu tun. Jesus starb, weil wir Menschen uns so schwer tun, Gnade zuzulassen, das Umdenken oder vielmehr das Wehen des wärmeren Frühlingswindes über den Schneefeldern nicht als Gefahr zu begreifen, deswegen brachte man Jesus um. Der Mann, der gar keine Opfer wollte, starb genau für diesen Standpunkt. Und daraus könnten wir lernen. Albert Schweitzer meinte im Übrigen, dass Jesus in einem zentralen Punkt sich geirrt habe. Das Reich Gottes werde kommen, noch in seinen Tagen brähe die alte Weltordnung zusammen. Das tut sie bis heute nicht. Das war ein Irrtum. War Jesus dann im metaphysischen Sinne Gottes Sohn? Sie sehen den Pfarrer im Elsass immer weiter zurückgehen, ohne dass er ein Interpretationsmodell entwirft, wie man mit Mythen, mit symbolischen Bildern so umgeht, dass sie sich mit den tiefen Schichten der menschlichen Seele verbinden. Albert Schweitzer ist in diesem Sinn kein strenger, systematischer Theologe, getragen wird er von etwas ganz Anderem, Kostbarem, das mehr oder minder philosophiegeschichtlich zurückgeht auf den Atheisten Arthur Schopenhauer um 1850.

Schopenhauer ist der erste, der sich eingesteht, dass irgendetwas in dieser Welt nicht richtig sein kann. Aufgrund der Blutmühle endlosen Leids, ein Lebewesen existiert auf Kosten eines anderen Lebewesens. Man kann das darwinistisch gut heißen als Motor der Evolution, aber wie viel Leid steckt dahinter? Und wie mag man einen Gott begreifen, der das geschaf-

ten haben soll? Schopenhauer konnte simpel notieren: *„Ich möchte nicht Gott sein. Das Leid der Kreaturen griffe mir ans Herz“*.

Das tut es Albert Schweitzer auch. Und er sucht mit Schopenhauer nach einer Grundlage, die dem Menschen hilft, das Richtige zu tun. In gewissem Sinne auf humanitärem Boden moralisch zu handeln. Kongenial entdeckt in seiner langen Arbeit über Ethik Albert Schweitzer, dass keine Ethik Gültigkeit besitzt, die nur im Verstande logisch sich beweist. Spinozas Ethik zum Beispiel nach obersten Prinzipien abgeleitet, Immanuel Kants kategorischer Imperativ, rein aus der Logik des Nichtwiderspruchs formal abgeleitet. Menschen können nicht gut sein, einfach weil sie es im Kopfe sich vorsetzen, weil sie eine Idee mit sich bringen, was richtig wäre, um ihr Handeln zu beurteilen. Menschen können nur gut sein, wenn sie etwas in sich fühlen, das sie zum Guten bestimmt. Und das war für Arthur Schopenhauer *Mitleid*. Es ist ein Wort, das in unseren Tagen verpönt ist. Eigentlich darf man das nicht mehr sagen. Mitgefühl, das mag noch gerade durchgehen, am besten Empathie, das geht auch, ist schon mal Griechisch, also ein bisschen weiter weggerückt. Mitgefühl, das greift sofort an die Nieren und das will man nicht. Es ist irgendwie unschön, *dégoutant*. Dabei ist Mitleid nur die deutsche Übersetzung von *sympatheia* aus dem Griechischen. Man fühlt mit dem Anderen. Aber Schopenhauer meint, Mitgefühl ist viel zu wenig. Jemand lacht und das ist sofort ansteckend, man lacht mit. Das ist Mitgefühl, gar keine Frage. Nur es hat mit Ethik nichts zu tun. Es kostet gar nichts, es ist ein reflexartiges Einschwingen auf die Stimmungslage des Anderen. Verpflichtend ist einzig das Mitleid. Das kostet etwas, nimmt uns in Anspruch und basiert auf einer Identität, von der wir die ganze Zeit gesprochen haben.

Glücklich nenn' ich die Menschen, die ihre Armut kennen und anerkennen, – so übersetzte ich den Anfang der Bergpredigt. Sagen wir jetzt: Mitleid besteht darin zu wissen, dass da, wo der Bettler am Wegesrand sitzt, ich ganz genau so sitzen könnte. Ich habe nur Glück gehabt, während er im Unglück sitzt. Schon daraus geht hervor, indem ich fühle mit ihm, leide mit ihm, dass ich mich mit ihm identisch setze. Das bin ich, auf Indisch gesprochen: *„Tat Tvam Asi“* ist die Formel, mit der Schopenhauer Moral begründet. Dann ist das Wenige, was ich habe, genauso zu bestim-

men wie eingangs gesprochen, es ist eine Gabe zum Weitergeben.

Mit Mitleid werden wir das Problem der Natur nicht lösen. Weiter werden Tiere einander fressen, weiter wird das Schlachthaus der Welt sich nicht verringern und dennoch gibt es eine Form, in der wir uns als Menschen bewahren können. Das ist, was Albert Schweitzer als Quintessenz aus seinem Querschnitt durch die Geistesgeschichte der Moralphilosophie in Ostasien und Europa herausdestilliert. Mitleid ist ein ursprüngliches Gefühl der Verantwortung für fremdes Leid. Und nun ganz einfach. Er sitzt in Lambarene am Fenster des Nachts um zu arbeiten, und es fliegt mit grünen durchsichtigen Flügeln ein Insekt nach dem anderen in die Flamme. Also, dass er das Fenster schließt, damit seiner Beleuchtung wegen nicht ein unschuldiges Wesen leiden müsste. Jemand, der so fühlt, wird eine Fliege, die zu ertrinken droht, aus dem Bach retten. Eine Schnecke auf dem Asphalt, weil beim Anstieg der Sonne sie bei lebendigem Leibe verbrennen wird, vom Steinigen heben und ins Gras zurückbegleiten. Leiden zu verringern ist die Grundhaltung der Ethik. Eine Ethik, die ins Unendliche geweitet ist in Verantwortung für alles, was leidensfähig ist, nicht nur die Menschen, auch die Tiere. Das ist ein Ansatz, an den entfernt auch nur weder Jesus noch Martin Luther je hat denken können. Aber es entspricht sehr dem, was beide sagen mochten. Da ist eine Güte, die alles umgreift und das Schwächste zuerst. Das lebendig zu setzen, das Mitleid, ist der Grundgedanke Albert Schweitzers. Gelernt hat er's auf seine Weise bei einem Flussüberqueren in Afrika, als eine Herde von Nilpferden sein Boot umdrängte und mit ihren mächtigen Leibern wie eine Nusschale zerdrücken könnte. Unter der niedrig stehenden Sonne silbrig-, golden-, allumflutend wird es Schweitzer zur Evidenz: *„Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will“*. Das ist das Maß der Verantwortung, der Respekt vor allem, was existiert. Jetzt ist nicht mehr die Frage mit welcher Berechtigung, jetzt ist alles, was ist, in seiner Schönheit eine Offenbarung. Man versteht nicht die Grausamkeit, mit der alles ist. Schön, man kann sie biologisch erklären, Pflanzen verfügen über Photosynthese, Tiere müssen Pflanzen fressen, Tiere werden Tiere fressen, Menschen werden beides fressen. Begründen kann man das entsprechend dem Energieerhaltungssatz in jeder Form. Aber als Mensch damit leben ist nur möglich im Protest,

und da sind Sie bei Albert Schweitzers Wissen um die dringliche Notwendigkeit des Friedens.

Mit Menschen, die gelernt haben, Mitleid zu haben, können Sie keinen Krieg führen. Ich sag das jetzt so, wie Schweitzer es nie gesagt hat, aber wie es indirekt anklingt: Wofür auf jedem Kasernenhof der Welt brauchen wir mindestens sechs Wochen Grundausbildung, um aus normalen achtzehnjährigen Bürgern Killerprofis zu formen, um ihnen jedes Mitleid wegzunehmen, bis dass sie töten können und darunter kein Trauma haben, sondern ein Siegesbewusstsein und das Empfinden, dafür geehrt zu werden.

1991 „Desert Storm“, man weiß nicht, sind das 200.000 Irakis, 600.000 Irakis, so what. Irgendwie werden sie krepirt sein, lebendig überrollt von Bulldozern. Sieben Meilen lang, der ganze Frontabschnitt, aber mit dem Red Star geehrt. Siegesparaden von New York City bis Los Angeles, sechs Monate lang, für den amerikanischen Einsatz gegen den Diktator Saddam Hussein. Das Blut, das sie an den Händen haben, wird abgewaschen durch Konfetti. Mit Menschen, die Mitleid haben, können sie das nicht machen. Doch wo Stanley Milgram recht hat: Soldatwerden besteht darin, alle bürgerliche Ethik pervertiert zu bekommen. Maßgebend ist nicht mehr, was Jesus gesagt hat, der Pastor gesagt hat, der Lehrer gesagt hat, die Eltern gesagt haben, irgendeine bürgerliche Autorität mal gesagt hat. Jetzt gilt, was der Drill-Sergeant sagt: *„Wenn ich Euch sage, ihr geht auf den Berg und bringt sie alle um, dann tut Ihr Scheißer das.“*

Das gilt. „Set in Order“ heißt, es wird nicht debattiert, ist das moralisch sinnvoll oder erlaubt. Es geschieht auf Befehl. Und wie das wirkt, konnten Sie sehen 1995 auf RTL – nicht gerade mein Lieblingssender – damals sprach Günther Jauch mit dem Bomberkommandanten vom 9. August 1945, Major Sweeney: *„Ein halbes Jahrhundert, Sweeney, Sie waren damals noch keine 25 Jahre alt, und Sie haben mit eigener Hand mehr Menschen getötet als jeder in der Geschichte, über 100.000. Zehntausende, die sich später verröcchelt haben an Leukämie, Kinder, die missgestaltet zur Welt kamen“*; so fragte nicht Günther Jauch, aber so meinte er es. Und Sweeney verstand es. *„Was soll das“*, knurrte er, *„jeder Soldat der Welt hätte dasselbe getan“*. Wo er recht hat, hat er recht.

Drum, dass man Frau von der Leyen sagen muss, es gibt keine Bürger

in Uniform, es gibt nur umdressierte Bürger, die man zu Soldaten gemacht hat. Helmut Schmidt konnte noch sagen, anders als Frau von der Leyen: Soldat sein ist kein Dienst, Soldat sein ist eine Pflicht. Dann hätte man Helmut Schmidt sagen müssen, *„und die Moral gebietet im Namen der Pflicht, diese Pflicht abzuschaffen“*. Dann hätte Helmut Schmidt wieder gesagt: *„das ist Gesinnung“*. Wir aber müssten sagen: *„es ist Gesinnung, die endlich Taten sehen will. Verantwortlich ist, seiner Gesinnung zu folgen“*.

In dem Dilemma kann man lernen von Albert Schweitzer. Er hatte das Problem der Rechtfertigung gefühlsmäßig nie als sein eigenes. Er war behütet aufgewachsen. Er hatte eine Kindheit, die er als eine glückliche bezeichnet und nun beschwört er seine Leser, die Evidenzen der Kindheit, der Jugend nie aufzugeben. Ein Tier zu quälen, kann nie richtig sein. Was machen wir denn in der Massentierhaltung, was machen wir in den Schlachthöfen, was bei den Tiertransporten? Was machen wir mit fühlenden Wesen zu Millionen? Es kann nicht richtig sein. Jedes Kind, das das sieht, die Legebatterien von Hühnern, 100.000, weiß, dass das falsch ist. Dann kommen die Erwachsenen und wollen's ihm abgewöhnen. Den 12-jährigen erklärt man, Franziskus hat den Wolf von Gubbio umarmt. So sind die Heiligen: *„Nur weil Du Hunger hast“*, sprach der Heilige, *„hast du die Herden angegriffen“*.

Den 18-Jährigen wird man sagen, bei Wölfen: *„schießen“*! Verantwortung, keine kindlichen Fisimatenten und Illusionen mehr. Albert Schweitzer meinte, wir sollten uns davor bewahren, die Evidenzen unseres moralischen Empfindens aus Kindertagen wegdressieren und -trainieren zu lassen. Das ist jesuanisch. Worauf im Leben käme es an? 9. Kapitel bei Markus: *„Wenn Ihr's nicht lernt, wieder zu werden wie Kinder“* – Schweitzer könnte sagen: *„zu bleiben, was Ihr als Kinder mal wart, werdet Ihr nicht erwachsen, sondern nur unmenschlich“*. Die Rettung dessen, was wir als Kinder sind –; auch so können Sie Psychoanalyse definieren, Existenzphilosophie definieren; eine Berechtigung, die wir brauchen, zu sein, ohne Opfer.

Wie man mit Schweitzer umging, können Sie 1952 sehen. Er hatte mit Albert Einstein sich zusammengetan in der Anti-Atom-Tod-Kampagne und die CIA fand nötig, dass man solche moralischen Vorbilder delegitimieren muss. Man kam da drauf, dass irgendwo ein Röntgengerät herumliegt, das

nicht genügend gesichert ist. Solch ein Röntgengerät kann Strahlenschäden verursachen für alle, die ahnungslos des Weges gehen. Sie hören völlig richtig. Die Macht, die sich nicht scheut, die ganze Welt zu verstrahlen mit Atombomben, mit Wasserstoffbomben, später mit Neutronenbomben, muss denjenigen ausschalten, der die Menschheit vor diesem Gräuel bewahren will durch den Vorwurf, er selber verstrahlt in Lambarene unschuldige Menschen. Wenn Sie begreifen, dass die Geheimdienste der westlichen Führungsmacht um die Zeit seit 1949, seitdem es die NATO gibt, so und nicht anders agieren, verstehen Sie, warum man Jesus tötete, Albert Schweitzer als Friedensmissionar bis heute mehr oder minder mundtot machen konnte, weil es alles nicht wirklich werden soll.

Dann aber bleibt das vielleicht kostbarste Resümee, was Schweitzer uns hinterlassen hat. Es kann uns alles fraglich werden aus der historischen Forschung die Person Jesu, aus der kirchlichen Dogmatik die Titel, mit denen man Jesus belegt hat, aus der Philosophie die Gültigkeit dessen, was in unserem Herzen maßgebend sein sollte. Und doch, da steht er wieder, an den Gestaden des Sees von Genezareth und ruft dich an: *„Folge mir.“* Es ist das vielleicht schönste Bild des Neuen Testaments, als am Ostermorgen die Frauen zum Grabe kommen. Bei Matthäus, im 28. Kapitel, wird der Engel, der auf dem Rollstein sitzt, zu ihnen sagen, sie sollten hinübergehen nach Galiläa, dort werde er ihnen voraus sein. Soll heißen: Die glaubten, Jesus töten zu können, haben ihn nicht widerlegt, haben ins Grässliche nur bewiesen, dass sie selber der Tod sind und anderes als zu töten gar nicht vermögen. Jedes Wort, das da zu hören war, am Berge der Seligpreisung, stimmt.

Glücklich nenn ich die Menschen, die ihre Armut kennen und anerkennen. Die in dieser Welt noch weinen können. Die es wagen, wehrlos sich zu geben. Nur die bringen den Frieden und werden das Land erben.

Stellen Sie sich vor, eine Frau wie Maria von Magdala, besessen von sieben bösen Geistern, hört das und merkt, wie sich ihre Seele zusammenfügt bei diesen Worten. Dann mögen Sie machen was Sie wollen, man muss dem Wort *„folge mir nach“* folgen. Und während die Frauen das tun, auf dem Weg, schreibt Matthäus, war es, dass Jesus ihnen entgegen kam.

Albert Schweitzer verstand die ganze Botschaft Jesu als eine Art Inte-

rimsethik. Ich würde das Wort gern wiedergeben als eine Wegbegleitung zurück nach Galiläa, in der Gewissheit, dass, noch eh wir zu Ende sind, uns Jesus entgegen kommt.

Dankeschön.

Diskussion

Eugen Drewermann (*Nach einem lang anhaltenden Applaus*):

Die Dankbarkeit liegt ganz bei mir, denn in einer Kirche zu sprechen über die Themen, die mir die wichtigsten sind, ist ein riesiges Geschenk. Wäre nicht die Albert-Schweitzer-Gesellschaft, die Kirche würde es nicht dulden. Und umso größer und dankbarer scheint mir, was heute Morgen für mich möglich war. Wir haben Zeit bis genau 12.00 Uhr, und wenn Sie möchten, sollten wir vereinbaren, dass diejenigen, die gehen möchten, gehen müssen, weil sie falsch geparkt haben, weil ihr Kind zu Hause, weil der Hibiskus gegossen werden will, oder irgendeinen Grund, Gelegenheit dazu haben, dass Sie in jedem Sinn des Wortes gut bei sich zu Hause ankommen. Die aber, die dies oder das besprechen möchten, sollten Gelegenheit dazu haben. Ich sehe mit Mikrofon schon jemand bewehrt. Wir würden die Fragen am besten einsammeln, dann könnten wir die Schwerpunkte Ihres Interesses und vor allem den Faktor Zeit bei den Antworten kalkulieren.

Einhard Weber:

Ich möchte mich im Namen von Ihnen allen, denk' ich mal, bei Herrn Drewermann herzlich bedanken für diesen – wie ich vorhin gesagt habe – hoch anregenden Vortrag. Ich bin gespannt, wie viele von Ihnen damit fertig werden. Es ist wirklich immer eine große Nacharbeit notwendig. Wir danken Ihnen herzlich.

Ich habe Sie vorher gefragt, ob Sie es schaffen, eine Flasche Wein mit nach Hause zu nehmen. [Da] haben Sie gesagt, kein Problem. Deswegen hier diese Flasche und dann möchte ich unsere neueste Kreation Ihnen

schenken. Viele von Ihnen kennen vielleicht den Briefwechsel zwischen Helene und Albert Schweitzer, bevor sie geheiratet haben, in den zehn Jahren vorher. Wer es nicht kennt, sollte es lesen. Um sich einfühlen zu lassen, habe ich eine CD gemacht, die Texte vorausgesucht, drei gute Sprecher bekommen und da sind Auszüge auf diesen zwei CDs. Sie schaffen es nicht, sie hintereinander zu hören, dafür ist es zu dicht. Aber immer wieder mal in einer stillen Stunde, das ist wirklich eine große Sache. In den Nachmittagsvorträgen werden diese Dinge alle da sein.

Jetzt möchte ich Herrn Drewermann danken – herzlichen Dank nochmal – es war wieder mal bereichernd.

Eugen Drewermann:

Ob ich es schaffe, die Weinflasche nach Hause zu bringen, verstehe ich nicht so, ob ich es schaffte, sie nicht vorher unausgetrunken zu lassen. Ich glaube, das kann ich zusichern. Wir sammeln jetzt mal ein, was an Fragen, Hinweisen, Ergänzung sein möchte.

1. Wortmeldung:

Herr Drewermann vielen Dank. Ich bin froh, dass ich Sie endlich erleben darf. Unser tägliches Leiden an unserem Unvermögen und zu sehen, dass ein Mensch, mehrere Menschen um uns herum auch begrenzt sind und leiden und dass ich mit meinen Versuchen nicht das tun kann, was ich gerne möchte. Das sind tägliche Konflikte, vor allem, wenn ich den Druck spüre, der von außen kommt, von den Bedingungen kommt, die Sie bis zum militärischen Größenwahn benannt haben. Aber das spielt sich durch bis in die Institutionen, bis in unsere Arbeitsverhältnisse, manches Mal auch familiäre Rücksichten und so weiter. Da zu merken, ich würde gerne, ich muss aber Rücksicht nehmen, ich habe begrenzte Arbeitszeiten zum Beispiel, hab' ich Vorgaben und so weiter. Das mit sich jeden Tag durchzuarbeiten, wie und immer wieder loszulassen. Wie würden Sie antworten auf diesen Fragenkomplex, dieses *Wollen* wollen, diesen großen Vorbildern, die wir in uns spüren und nacheifern wollen und gleichzeitig merken, es geht nicht, es geht nicht, es geht nicht.

Eugen Drewermann:

Ich glaube, wir verstehen den Ernst Ihrer Frage und auch die persönliche Betroffenheit dabei. Trotzdem, wir sammeln erst einmal und schauen dann.

2. Wortmeldung:

„*Sie haben ja keine Ahnung, was Krieg ist*“, wurde mir gesagt, als ich verweigern wollte und meine Rückfrage war: „*Muss ich's erst wissen, um zu verweigern?*“ Welche Bedeutung hat da Mitleid? Das war ja wahrscheinlich der Hintergrund, dass jemand unter seiner Erfahrung noch litt und keine Unterstützung fand. Ich würde gerne von Ihnen wissen, wie man mit Mitleid so umgeht, dass es das Leid nicht verlängert. Ganz konkret: Es gibt Bettler, denen man nicht hilft, wenn man ihnen Geld gibt, weil sie in ihrer Situation verharren und das betrifft nicht nur Bettler. Wie kann man mitleidig helfen, ohne die Verhältnisse zu stabilisieren.

Eugen Drewermann:

Sehr gute Frage, weil wieder durch die Rahmenbedingungen manches was geradeaus gemeint ist, sofort umgebogen werden kann. Dem müssen wir nachgehen.

3. Wortmeldung:

Wie beurteilen Sie Militärseelsorger in Uniform?

Eugen Drewermann:

Endlich mal eine Frage, die ich klar beantworten kann. Wenn's das schon war, lässt es mich hoffen, dass wir pünktlich sind bis 12 Uhr. Was Sie berühren, ist ein weites Feld, hätte Fontane jetzt gesagt. Aber es sind noch mehr Fragen auch.

4. Wortmeldung:

Albert Schweitzer ist ja auch selber Soldat gewesen ...

Eugen Drewermann:

... und hat dabei offenbar auch keinen Widerspruch empfunden, wollen

Sie sagen. O.K., müssen wir drauf eingehen. Und wenn Sie erlauben, beginne ich damit, es sei – neue Fragen?

5. Wortmeldung:

Bei dem, was Sie gesagt haben, habe ich ein ganz starkes Gefühl in mir wahrgenommen, zwischen der Autorität, die in mir sich zu Wort meldet durch mein Amt, was ich jetzt aber im Moment ganz schlecht ausüben kann, weil ich auf der Seite von Menschen stehen muss, die als Geflüchtete sich behaupten müssen und der Ohnmacht, die wir alle in uns doch spüren, angesichts dieser gewaltigen Gewalt.

6. Wortmeldung:

Noch eine Frage zum Thema Mitleid, Mitleiden, Empathie wie Sie so schön eben gesagt haben. Warum als echte Frage, die ich mir seit 50 Jahren so im Dienst seiend in der Kirche stelle, warum verbreitet sich nicht dieses echte von Herzen kommende Mitleid. Sind wir eine Gesellschaft, eine Welt geworden, die nicht in der Lage ist, mitzuleiden, mit den Menschen, die wirklich das Leid erfahren haben. Wir haben doch hier im Osten – 1945 sind wir doch geflohen, vom Osten in den Westen. Wir wissen doch, was mitleiden bedeutet, was Leid bedeutet, warum sind wir so mitleidlos geworden? Das ist meine Frage.

Eugen Drewermann:

Vielleicht ist das ein guter Anfang, denn es hilft uns darüber nachzudenken, wie wir derzeit leben. Ich sehe ein Kernproblem darin, dass unsere Zivilisation schon die Kinder dahin erzieht, Gefühle entweder gar nicht zu haben oder sie vernunftgemäß zu kontrollieren zwecks bestimmter Leistungsziele.

Im Deutschen Bundestag etwa werden Sie niemals erleben, dass jemand, beteiligt mit eigenen Gefühlen, über Flüchtlingsfragen redet oder über Harz-IV-Empfänger-Fragen redet. Wenn das vorkäme, wird der Nachfolger sofort sagen, das war zu emotional. Wir müssen uns jetzt mal an die Bestimmungen halten, dann kommt der de Maizière und erklärt die Gefechtslage sozusagen beim Abwehren von Flüchtlingen, und so wird es

dann gemacht. Wir sind in einer Welt, in der man Leuten verbietet, Flüchtlinge auf offener See zu retten. Man biegt die Begriffe um, und nennt das einen Anti-Schleuser-Kampf. Das alles ist so absurd, dass ich Ihre Frage verstehe, was mache ich denn von Amt wegen. Ich glaube, wir sollten die Kinder bereits lehren oder sie dahin erziehen, dass sie misstrauisch sind, Gedanken gegenüber, die man nicht fühlen kann.

Wir sind gewöhnt nach dem Desaster des Dritten Reiches es für gefährlich zu halten, wenn die Massenpsychologie nur demagogisch aufgeputschten Gefühlen folgt. Das kann in den Wahnsinn führen, ganz ohne Frage. Also haben wir gelernt, dass Gefühle ganz kritisch beobachtet werden sollen. Daran ist was richtig. Gefühle sind nicht ohne weiteres der Ort der Wahrheitsfindung. Aber isolierte Gedanken sind eigentlich noch viel schlimmer, denn sie können falsches Handeln ohne Rückmeldung auf unsere eigenen Rezeptoren unbegrenzt durchsetzen. Der Bombenabwurf über Hiroshima beispielsweise war nur möglich, weil alle Gefühle ausgeschaltet waren und ausgeschaltet blieben.

Harry Truman konnte am gleichen Abend noch sagen: *„Wir haben jenen Jungs einen Ziegelstein auf den Kopf geschmissen“*. Das war der Kommentar zu mal eben 100.000 Toten in Hiroshima. Dann sagten ihm die Berater: *„So darfst du nicht sprechen, Mister Präsident, das gilt irgendwie als zynisch“*. Und dann kam ein Kommuniqué dabei herum, man hätte in Hiroshima die wichtigen militärischen Anlagen zerstört.

All das war Unfug und kann man nur machen ohne Gefühle. Harry Truman konnte da sitzen und darüber nachdenken, wie man mit Atombomben die kommunistische Hydra enthauptet. Also drei Bomben auf Petersburg, zwei auf Moskau, vier auf Magnitogorsk und so weiter. Sie dürfen dabei keine Gefühle haben. Allenfalls Hassgefühle und Angst, das ist allemal erlaubt. Aber positive Gefühle sind unmaßgeblich. Das muss man richtig durchdenken. Und wir leben jetzt in einer Gesellschaft, in der man Menschlichkeit von den Verwaltungen erwartet, nicht durch persönliches Handeln.

Wir erwarten vom Sozialstaat, dass er einspringt, von mir aus, für das Alkoholproblem des Bettlers am Straßenrand. Das können nicht wir machen, dann muss er halt behandelt werden, dann muss er halt wohin; kann nicht unser Problem sein. Wir können es sowieso nicht. Mit Asylfragen,

das müssen die nun schon mal wissen. Mich entsetzt das, dass eine große Zahl in Deutschland bereit war, aktiv bereit war zu helfen vor zwei Jahren. Das alles ist passé, um die Wahl zu gewinnen, hat man sich davon verabschiedet. Und das Ergebnis ist danach. Ich gebe Ihnen ein kleines Beispiel wieder, wie Gefühle die Lage ändern können. In Hanau war's, Ende der Neunziger schon, dass der Bürgermeister verordnete, es sollen ungefähr 200 Ausländer, Asylbewerber abgeschoben werden. Schon dieses Wort stammt aus dem Begriff des Unmenschenhandbuchs, geboren im Bundestag. Menschen abschieben wie Herbstlaub vor die Tür und dann ist es egal, was aus ihnen wird. Befasst war damit ein Mann, der dafür zuständig war. Er hatte aber in vielen Gesprächen mit den 200 Familien Kontakt. Er wusste die Frauen, die Kinder, die es betraf. Und er wusste, dass er das nicht kann. Jetzt hätte er protestieren können, das Amt verweigern, die Mütze nehmen und was Neues suchen. Er sagte dem Bürgermeister, ganz geschickt: *„Sie haben bestimmt gute Gründe für Ihren Entschluss und Sie können diese Gründe viel besser darlegen als ich. Ich bin ja nur ein ausführendes Organ. Die Begründung können Sie geben. Also wir laden die 200 Betroffenen ein in die Schulaula, Sie kommen und Sie erklären, warum es jetzt nötig ist, sie alle aus Deutschland zurück in ihre Heimatländer zu repatriieren.“*

Dann kam der Bürgermeister, sah zum ersten Mal Menschen, über die er entschieden hatte und konnte es nicht. Die Leute blieben in Hanau, Brüder-Grimm-Stadt Hanau. Drei Jahre später hab' ich in Hanau bei einem Vortrag über die Brüder Grimm das noch einmal aufgegriffen und dann wurde ich belehrt, das ist schon länger her. Der Mann ist nicht mehr im Amt und die Verhältnisse haben sich geändert.

Alle Grausamkeiten werden begleitet von Gefühlsabbau. Und das hat zu tun damit, dass Sie alle Dinge weit weg von sich rücken. Drohnenmorde können Sie nur in Auftrag geben, weil Sie nicht sehen, was passiert. Der einzelne Drohnenpilot schon, und das kann ihn traumatisieren. Aber wir empfangen unsere militärische Sicherheit wie die Blutwurst überm Tresen. Wir sehen nicht, wie sie zustande kam. Muss uns auch nichts angehen. Die Abstraktion, die Distanzbildung, die Entkopplung von den Sinnesrezeptoren und damit in eins die völlige Abspaltung der Gefühle, von dem was wir denken, ist ein Hauptfaktor von vielerlei Grausamkeit.

Wenn die Ökonomie bestimmt, dass Hühnereier nur billig sind in Massenproduktion, müssen wir halt die Massenproduktion haben und so in allen Bereichen. Und beim Militärdienst jetzt genauso. Sie fragen, wie kann ich denn aber leben, es sind doch dauernd Einschränkungen wieder im Berufsbereich, im Persönlichen.

Ich glaube, dass eine allgemeine, generelle Antwort darauf nicht besteht, da müssten wir jetzt konkrete Szenen durchgehen, die ich nicht kenne. Ich kann deshalb nur generell sagen, ein großes Problem, das mit dem Gesagten zusammenhängt, liegt darin, dass die meisten unter uns verurteilt sind, auf eine Art zu arbeiten, die entfremdet ist, im streng marxistischen Sinn. Das, was da gemacht wird, hat mit Ihnen als Person überhaupt gar nichts zu tun. Es dient der kurzen Finanzdecke, die sie brauchen, um zu leben.

Und die Löhne werden so gesenkt, dass das Minimum dessen, was zum Überleben tauglich ist, gezahlt wird. Alles andere geht gar nicht. Im Konkurrenzvergleich muss der Unternehmer möglichst billig produzieren. Also Lohnsenkung und Naturausbeutung sind die Folgen. Dann tun Sie Dinge, die Sie erniedrigen zum Niveau der Maschine und noch da drunter. Das war im 19. Jahrhundert so. Jetzt haben wir ein digitales Zeitalter und es wird noch verrückter, Sie können an der Arbeitsstelle ständig kontrolliert werden. Ihnen werden die Arbeitsschritte digital vorgegeben. Sie sind im Nanokonkurrenzvergleich zur Schnelligkeit der Computer, die alles scheinbar besser können. Eigentlich sind Sie jederzeit ersetzbar. Das nette Türkenmädchen an der Kasse der Handelskette wird nur noch geduldet; sieht schön aus und dann ist es ein Werbefaktor.

Eigentlich könnte man die Ware auch elektronisch abgelesen lassen. Es muss froh sein, dass es noch einen Arbeitsplatz hat. Versetzen Sie sich in die Lage, stundenlang nur Ware über den Tresen zu schieben. Sie werden verrückt dabei, aber das soll normal sein. Die totale Entfremdung der Arbeit, die Zerstörung aller Gefühle, der Verzicht auf jede Rebellion. Wenn das so ist und es ist beim Hauptteil aller Erwerbstätigen genauso, wie ich jetzt sage, weiß ich nicht anders, als dass Sie die Probleme ausgliedern und sich sagen, ich geh' wirklich zur Arbeit nicht mehr mit dem Anspruch, sinnerfüllt zu leben, Christlichkeit dabei zu offerieren.

Ich mach diesen verdammten Job – wie man sich ausdrückt – nicht als Aufgabe, nicht als Lebensinhalt, ich mach das nur zum Geldverdienen. Nur dafür, dass ich meine Familie bezahlen kann und mich selber.

Dann ist aber Schluss, danach beginnt ganz entschieden mein eigenes Leben und das lass ich mir nicht verwüsten durch die Normalität im Arbeitsbereich. Das ist ja so. In der Freizeit hämmert man sich mit einer bescheuerten Musik, die den Takt der Maschinen vorgibt, noch den Rest der Seele aus dem Körper. Man macht die Funktionalisierung von außen sich selber zum Programm in der Freizeit. Das müsste man gegenbesetzen können. Da müssten Sie wissen, wofür es sich überhaupt lohnt zu leben.

Geld soll dazu dienen, dass Sie leben können, aber wozu Sie leben, beantwortet nicht mehr Ihr Arbeitsverlauf. Das müssen Sie selber wissen und dann kämen Sie zum Vorschein mit Ihren persönlichen, sinnvollen Zielen und auch Formen, sich denen anzunähern.

Recht haben Sie, vollkommen werden wir nie, das muss aber auch nicht sein. Im Gegenteil. Ich sprach bei Martin Luther besonders davon, dass Gott unsere Schwäche, unsere Fehler umfängt und akzeptiert; und das Vertrauen, wir dürfen erst mal sein, macht eine Güte, auch mit den Fehlern anderer. Mit mal kommt es sogar zurück, und die Umgangsweise mit den Kollegen wird eine andere, vielleicht freundlichere. Die sitzen genauso im Strudel und im Kessel und die verdienen genauso die Menschlichkeit, die eigentlich im Arbeitsprozess gar nicht vorkommt. Aber dann ist Mittagspause oder dann ist ein einzelner Blick schon beim Eingang in den Arbeitsraum wie eine kleine Wohltat.

Und manchmal hilft es wirklich, ich sag das jetzt ganz altmodisch, man nannte das früher „die gute Meinung machen“. Damit war gemeint, dass man ein Gebet zum Himmel richtet und sich nochmals darüber klar wird, was das heute soll, für wen. Ganz fromm als Kind wurde ich dahin erzogen, damit Gott eine Freude gemacht wird. Aber da war ich sieben Jahre alt. Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist. Den Menschen Freude zu machen, macht dem lieben Gott immer Freude. Aber das muss man sich manchmal vornehmen. Man kann mit dem falschen Bein aufstehen, man kann auf Brassfahrt sein, weil die Frau oder der Mann mal wieder ..., man muss es sich ein Stück vornehmen.

Und solche kleinen Dinge kann man immer. Man kann sich vornehmen, Fehler zu „überlieben“ statt zu attackieren und vorzuwerfen. Und solche kleinen Dinge verändern dann die Welt. Unter Psychotherapeuten pflegt man zu sagen, *„die Menschen stolpern nicht über den Himalaja, sondern über die Bordsteinkante“*. Es geht immer um die kleinen Dinge. So groß sind wir nicht, dass wir uns am Himalaja die Füße brechen.

Jetzt sagen Sie dabei, aber Verantwortung hat ja ihre Grenzen. Der Alkoholiker beispielsweise.

Ich gebe Ihnen vollkommen Recht. Zu mir kommen eigentlich jeden Tag Leute, die alle möglichen Schwierigkeiten haben, mit und ohne Alkohol. Ich komm' dagegen oft nicht an, schon weil das Geld nicht langt. Beim besten Willen nicht. Und dann ist tatsächlich die Frage, kann ich jetzt die Drogenabhängigkeit, die Spielsucht, den Alkohol, eigentlich die chronische Arbeitsverweigerung auch noch unterstützen. Mit Geld alleine geht das nicht und psychisch kann ich's nicht. Das ist ein Arbeitsaufwand, beim besten Willen kann ich den nicht leisten.

Außerdem ist Psychotherapie im Raum von exzessiv gelebter Asozialität ganz schwer möglich. Die Leute brauchen Gruppen, in denen sie sich aufgehoben fühlen. Die kann ich nicht einfach organisieren. All das hat seine Grenzen, das stimmt. Trotzdem wär's möglich, erst einmal den sogenannten alkoholisierten Bettler menschlich zu behandeln. Mit Geld, sagen Sie, verführt man ihn; er wird um die Ecke wieder seinen Schnaps kaufen. Aber er braucht vielleicht noch was anderes, vielleicht nur ein warmes Kissen, damit er auf dem Stein sitzen kann, es wird bald Winter. Oder Butterbrot – hilft immer. Kann er nicht versaufen, ist aber auch etwas, was er benötigt. Ein Stück Kleidung wäre nötig, ein nettes Gespräch, es können zwei Minuten sein. An solchen Dingen kann sich sehr, sehr viel verändern. Dass ein Mensch sich nicht abgelehnt fühlt, sondern irgendwie dazugehörig bleibt.

Krass gibt es ein Beispiel bei Martin Buber. Es kommt jemand zum Rabbi und erklärt, er braucht Geld. Seine Tochter ist gerade dabei, sich zu verheiraten und das geht doch nicht, er hat kein Geld. Der Rabbi gibt ihm, was er hat. Wenig später kommen die Schüler und sagen, der Mann, dessen Tochter gerade heiraten sollte, ist gradenwegs in die nächste Schenke

gegangen und liegt da besoffen. Den Rest des Geldes haben wir ihm abgenommen – hier ist es – und der Rabbi fährt seine Schüler an: *„Vom Gewand des Allmächtigen berühre ich gerade den äußersten Saum und selbst den wollt Ihr mir entreißen. Nehmt's und bringt's ihm wieder“*.–

Es ist mir klar, dass das nicht das Problem des Alkoholismus löst, aber was gemeint ist, verstehen Sie dabei. Güte hat keine Grenzen. Ich gebe Ihnen recht, wir müssen überlegen, was wirklich hilft und was sogar schädlich ist. Das ist, was in der Geschichte bei Buber jetzt nicht vorkommt.

War Albert Schweitzer als Soldat im Grunde auf dem falschen Weg? Das ist absolut möglich. Wir hier in Deutschland haben eine Befreiung gehabt für Leute, die Theologie studierten und ein geistliches Amt ausüben wollten, vom Wehrdienst. Das ist im Vertrag der katholischen Kirche im Kaiserreich mit dem Führer 33, 48 in der Bundesrepublik West alles so weitergeführt, mit der magischen Begründung, ein Priester, der am Altar das Blut Christi vergießt, der kann kein Menschenblut auf den Schlachtfeldern vergießen. Eine ganz schräge archaische Begründung. In Frankreich war das damals in den Tagen Albert Schweitzers so nicht üblich. Die Schweiz hatte im Übrigen eine Heimarmee gleich in der Nachbarschaft. Es war damals üblich, mehr nicht und man konnte damals glauben, was man in der Bundeswehr ab 55 mehr oder minder gelogen hat: *„Wir werden Soldat sein, um nie zu tun, was Soldaten tun, zur Abschreckung“*. Damals konnte man glauben, das Ganze wird nie sich aufführen. Das macht man wirklich nur mit, um keine Ausnahme zu bilden. Sie haben aber Recht, Albert Schweitzer hat dazu gebraucht, eine Vielzahl von Jahren, um zu begreifen, dass das Militär als Ganzes nicht mehr funktionieren kann. Da gab es spätestens in den Erschütterungen nach dem Ersten Weltkrieg wirkliche Bekehrungen.

Viele, Literaten, Maler, Philosophen sind begeistert in den Ersten Weltkrieg gegangen auf deutscher wie auf französischer Seite und haben das Desaster vor allem an der Westfront erst einmal sehen müssen, um radikal umzudenken. Dann gab's Henry Babus, Romain Rolland, Stefan Zweig natürlich, dann auch Rabindranath Tagore, Albert Schweitzer. Sie alle waren Pazifisten aus den Erfahrungen der Unmöglichkeit des Krieges. Und bei

der Zündung der Atombomben war klar, es ist ein Grenzpunkt erreicht, hinter dem wir unbedingt umkehren müssen. Nicht bloß, dass wir ihn nicht überschreiten, wir müssen von Grund auf umdenken. Krieg führt dahin.

Das können Sie bei Clausewitz lesen. Krieg hat es in sich, bis zum Äußersten zu schreiten, in dem der eine dem anderen das Gesetz des Handelns gibt. Es müssten denn äußere Faktoren hemmend auf den Prozess einwirken. Das ist, wie bei jeder Keilerei auf dem Pausenhof. Je mehr geschlagen wird, wird am Ende sogar der Schwächere die gemeinsten Kniffe anwenden. Guerilla Krieg, asymmetrische Kriegsführung nennen wir das heute. Und immer wieder eskaliert der Streit, weil, je mehr wehtut, was der eine tut, das Ziel wird, ihm noch mehr wehzutun. Das ist Krieg und eben deshalb müssen wir ihn im Prinzip zu vermeiden trachten.

Albert Schweitzer hat gelernt, wir sind inzwischen so weit, dass wir lange schon hätten lernen können. Muss man erst im Krieg gewesen sein, um ihn abzulehnen? Ich glaube nicht. Ein Problem bleibt, die ältere Generation, die noch mindestens den Zweiten Weltkrieg erlebt hat, stirbt langsam aus. Sie kann ihre Erfahrungen nicht mehr weitergeben. Aber wenn Sie's erlauben, verdammt noch mal, was soll denn noch [mehr] passieren als 15 Millionen Tote im Ersten Weltkrieg, als 50 Millionen im Zweiten Weltkrieg, als 2 Millionen Tote im Korea-Krieg, als 4 Millionen Tote im Vietnam-Krieg – wann soll denn das mal aufhören?

Wollen wir wirklich sagen, unseren heute 18-Jährigen: Ihr wisst ja nicht, was Ihr da macht. Frau von der Leyen hat ihre Bildungsoffiziere in die Schulen geschickt, um den 16- bis 18-jährigen Jungen und Mädchen beizubringen, dass Soldat-sein ein ganz normaler Beruf ist. Ihr könnt auch Metzger werden, Schreiner, Musiker, was immer Ihr wollt, Soldat-sein ist ein famoser Beruf mit Aufstiegschancen und Karriere, mit Freizeitregelung – ganz normal. Da hat sie unrecht, Frau von der Leyen, und das könnte man wissen. Allerdings müssten wir dann der Propaganda der jetzigen Regierung, die die Bundeswehr in der Mitte der Gesellschaft ankommen lassen möchte, Sperrriegel verschieben, und sagen: „Bei uns kommt Ihr niemals an.“

Bei uns kommt das nicht an. No passarent. Aber dann wäre eine Bürgerbewegung nötig, die denen das Handwerk legt. Stattdessen haben wir ei-

nen Wahlkampf, wo das alles scheinbar gar nicht vorkommt. [Das] ist jetzt nicht ein direkter Wahlauf Ruf, aber außer bei der Linken habe ich keine einzige Partei sprechen hören von Abrüstung, von Einschränkung der Militarisierung der Außenpolitik, vom Abbau der NATO-Angriffs-Armee zur Osterweiterung oder zur Hegemonialbildung der US-Amerikaner um den ganzen Globus. Nirgendwo in den Talkrunden wird das irgendwo zum Thema gemacht. Weil es nicht darf. Weil wir Schuldgefühle haben, die wir begraben müssen, um unser gutes Gewissen zu retten.

Und dann sind Sie bei der Frage: Was machen unsere Militär- soll ich jetzt sagen „-geistlichen“? So heißen sie. Ich habe einmal einen Vortrag gehalten vor Militargeistlichen und ihnen gesagt, wenn Ihr Euren Beruf ernst nehmt, dann müsst Ihr wissen, dass Ihr im Grunde Menschen in die Hölle begleitet. Ihr habt kein Recht, das, was die machen sollen, schönzureden. Was Ihr allenfalls könnt, ist das Gewissen zu schärfen, die Persönlichkeit zu stützen. Notfalls zum Widerstand zu stabilisieren. Seelsorge zu führen, bei Menschen, die im Grunde genommen verführt werden. Das wär' Euer Auftrag.

Stattdessen haben wir alles wie gehabt. Militärbischöfe kriegen, glaube ich, ein Gehalt um 13.000 Euro. Das ist fast [so viel] wie [das der] Bundeskanzlerin. Beahlt von Leuten, die vielleicht an gar nichts glauben. Einfach aus Steuermitteln. Wenn die Bundeswehr ihre Soldaten, die katholischen, nach Lourdes schickt zur Wallfahrt, zur Madonna dort selbst, wird das bezahlt natürlich vom Steuerzahler, sogar der Messwein wird für die Militargeistlichen bezahlt vom Steuerzahler.

Das alles ist ein hanebüchener Unfug in meinen Augen. So dass ich nur, vielleicht wie zum Abschluss sagen kann, was Wolfgang Borchert 1947 im Spital in Basel schrieb. Er hatte den Krieg wirklich erlebt und schilderte in dem Spätheimkehrer Beckmann jemanden, der die Welt nur noch sehen kann durch die Gasmaskenbrille der Großdeutschen Wehrmacht.

Er kommt nach Hause und er hat kein Zuhause mehr. Weder drinnen noch draußen. Borchert lungenkrank und sterbend gibt dieses Testament in Auftrag:

„Mann an der Werkbank, wenn sie wieder kommen und Dir sagen, Du sollst statt Kochgeschirren und Wasserrohren Handgranaten und Kanonenrobre zie-

ben, Mann an der Werkbank sag Nein. Und Mutter, wenn sie wieder kommen und Dir sagen, Du sollst Kinder gebären, Mädchen für die Spitäler, Jungen für die Schützengräben, Mutter in Deutschland, Mutter in der Ukraine sag Nein. Und Mann im Labor, wenn sie wieder kommen und Dir sagen, Du sollst den neuen Tod erfinden für das alte Leben, Mann im Labor, sag Nein!“

Und jetzt müsste Herr Gauck zuhören. Es gibt Pfarrer, die sogar zu höchsten Ämtern aufstiegen und uns beibringen, dass wir aus Verantwortung internationale Soldateska brauchen. Pfarrer auf der Kanzel, wenn sie wieder kommen und Dir sagen, Du sollst die Waffen segnen und den Krieg heiligsprechen, Pfarrer auf der Kanzel sag' Nein, denn wenn wir nicht Nein sagen, wird das alles weitergehen.

[Anhaltender Applaus]

Einhard Weber:

Lieber Herr Drewermann, nochmal herzlichen Dank. Für mich war's wieder ein Erlebnis. Ich hoffe für Sie auch. Und wenn es das war, was ganz Prosaisches, da hinten stehen zwei Körbchen und diesmal für Lambarene und das geistige Werk von Albert Schweitzer, das er für das Wichtigste hielt. Denn er glaubte, letztlich nur auf sein geistiges Werk, die „Ehrfurcht vor dem Leben“, kommt es an, und für ihn war es immer das Wichtigste, von Gesinnungsänderung zu sprechen. Aber das wäre wieder ein ganzer Vortrag, über den wir dann vielleicht beim nächsten Mal Sie bitten dürften. Also meine Damen und Herren, vielen Dank, dass Sie da waren, und kommen Sie gut nach Hause.



*Mit Helene Schweitzer
Bresslau, Oslo 1954*

GOTTFRIED SCHÜZ

Albert Schweitzers Kampf für eine atomare Abrüstung und Frieden im Spiegel seiner Korrespondenz mit Theodor Heuss, Martin Niemöller, Linus Pauling und John F. Kennedy

Die Abgeschlossenheit seines Wirkens im äquatorialen Urwald, die schwere, kräftezehrende Arbeit als Arzt in seinem Spital und dessen ständigem Ausbau konnten Albert Schweitzer nicht daran hindern, stets lebhaften Anteil an den weltpolitischen Geschehnissen zu nehmen. Über die Presse und wichtige Veröffentlichungen, vor allem aber auch über Zuschriften von bedeutenden Persönlichkeiten aus Politik, Wissenschaft und Gesellschaft, mit denen er eine umfangreiche Korrespondenz führte, hielt er sich über das aktuelle Zeitgeschehen stets auf dem Laufenden.

Schweitzers weltpolitische Anteilnahme wurde seit Ende der vierziger Jahre bis zu seinem Tod 1965 durch den Kalten Krieg zwischen Ost und West und die damit verbundene atomare Bedrohung besonders herausgefordert. Die Atomgefahr erhielt für ihn vor dem Hintergrund seiner ausgearbeitet vorliegenden Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben eine besondere Brisanz und versetzte ihn in „*grosse Sorge um die Zukunft der Menschheit*“¹. Dabei genügte es ihm nicht, nur über die übliche Presse in bloß allgemeiner Weise informiert zu sein. Vor allem die mit dem einsetzenden Wettrüsten verbundenen atomaren Versuchsexplosionen zogen eine unmittelbare Gefährdung von Leben und Gesundheit nach sich, deren Ausmaß keine Ländergrenzen mehr kennt. Darüber erwarb sich Schweitzer insbe-

sondere mit Unterstützung Albert Einsteins, des renommierten Chemikers und Nobelpreisträgers Linus Pauling und des Atomphysikers Karl Bechert eine umfangreiche, wissenschaftlich abgesicherte Expertise. Doch dabei sollte es nicht bleiben. Längst war Albert Schweitzer durch sein Lambarene-Projekt und seine Ehrfurchtsethik eine „neue moralische Galionsfigur“² geworden und eine Art Weltgewissen. Der ihm 1951 zuerkannte Friedenspreis des deutschen Buchhandels und der 1954 in Oslo verliehene Friedensnobelpreis rückten ihn, auch wenn er sich vehement dagegen gesperrt hatte, endgültig ins Rampenlicht der Öffentlichkeit.

Und so wurde er von vielen Seiten zunehmend bedrängt, sich in die öffentliche Diskussion aktiv einzuschalten und politisch Zeichen zu setzen. Aber gerade dagegen wehrte sich Schweitzer anfangs. Es war sein jeher erklärtes Prinzip, sich nicht in politische Angelegenheiten aktiv einzumischen, noch gar sich im Parteienstreit von einer Seite vereinnahmen zu lassen. Für seine Zurückhaltung führte er auch fachliche Gründe an, wenn er vor allem die Wissenschaftler in der Pflicht sah, an die Öffentlichkeit zu gehen: denn „nur sie besitzen die Autorität zu erklären, daß wir nicht länger die Verantwortung für die Experimente (atomare Versuchsexplosionen, Erg. GS) tragen können“³.

Erst unter dem Einfluss von Albert Einstein, mit dem ihn eine enge Freundschaft verband, ferner auf Bitten des UNO-Generalsekretärs Dag Hammarskjöld und zuletzt auch des ihn hartnäckig beknienden amerikanischen Journalisten Norman Cousins konnte sich Schweitzer nicht länger versagen, öffentlich das Wort zu ergreifen.

Von seinen anfänglichen Widerständen war dann später keine Rede mehr, wie aus einem Brief von 1960 an das Nobelpreis-Komitee hervorgeht:

*„In der Friedenssache und der Atomsache auf dem laufenden zu bleiben, kostet mich am Tage zwei bis drei Stunden Arbeit, neben aller anderen Arbeit, die ich habe. – Von jeher habe ich mit dem Ansehen und dem Vertrauen, das ich in der Welt besitze, der Sache des Friedens dienen wollen“*⁴.

Wie dieser Dienst am Frieden in seinem letzten Lebensjahrzehnt im Einzelnen aussah, spiegelt sich in eindrucksvoller Weise in Schweitzers Briefwechseln. Aus seiner umfangreichen Korrespondenz, in der er sich

gegen Atomwaffenversuche und für atomare Abrüstung und Frieden ausspricht, ragen die Briefwechsel mit fünf Persönlichkeiten heraus, in denen die Atomproblematik einen breiten Raum einnimmt: mit dem ersten Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland, Theodor Heuss, dem Pfarrer und Kirchenpräsident Martin Niemöller sowie mit dem Nobelpreisträger für Chemie Linus Pauling und dem Atomphysiker und Politiker Karl Bechert. Die drei Letztgenannten hatten sich zudem als Mitstreiter im Kampf für Abrüstung und Frieden mit ihm in besonderer Weise engagiert. Dazwischen kommt auch dem Briefwechsel mit John F. Kennedy herausragende Bedeutung zu, der hier nicht fehlen darf.

Diese Briefwechsel dokumentieren in teilweise dramatischer Weise, in welch brisantes Spannungsfeld sich Schweitzer zwischen Politik und Ethik in den verschiedensten Schattierungen begeben hatte.

In diesem Beitrag will ich die Korrespondenz Schweitzers mit diesen Persönlichkeiten näher betrachten, wobei die jeweiligen Briefpartner, vor allem Schweitzer selbst, ausführlich zu Wort kommen; allerdings mit der Einschränkung, dass ich den spannenden Briefwechsel mit Karl Bechert an dieser Stelle ausspare. Diesem hatte ich bereits in unserem Jahrbuch von 2015 einen eigenen Beitrag gewidmet, auf den ich an dieser Stelle hinweise.⁵

Zum Briefwechsel mit Theodor Heuss

Die enge Freundschaft zwischen Schweitzer und Heuss geht auf deren Straßburger Universitätszeit zurück, in der Beide Bekanntschaft mit Schweitzers späterer Frau Helene Bresslau und ihrer Freundin Elly Knapp in deren Elternhaus machten. Wie Albert und Helene, so befreundeten sich auch Theodor und Elly. Schweitzer war es, der das Paar 1908 in St. Nicolai in Straßburg traute. Eine eingehendere Korrespondenz zwischen Heuss und Schweitzer setzte erst ein, als Heuss 1949 zum ersten Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland gewählt wurde. Die Atomproblematik wurde ab 1958 das beherrschende Thema ihrer Korrespondenz. Dabei taten sich auch gegensätzliche politische Auffassungen zwischen beiden auf, was freilich deren freundschaftliche Beziehung nicht beeinträchtigen sollte.

In Albert Schweitzers sehr ausführlichem Brief vom 17.5.1958 – auf nicht weniger als elf handgeschriebenen Seiten – klingen diese Differenzen gleich einleitend an. In seinen weiteren Ausführungen geht er auf die Gründe für seine Einmischung in die Politik ein:

„Lieber Freund

Welche Phantasie hätte ausdenken können, als wir uns im Hause Knapp trafen, dass du einst der Präsident des zur Republik gewordenen Deutschlands sein würdest, und dass ich dir in die deutsche Politik hineinfuschen würde vom Urwald Aequatorialafrikas aus?

Da mir diese von mir nicht gesuchte Rolle durch die Ereignisse zufällt, fühle ich mich verpflichtet, es dir zu erklären. Wie Du vielleicht weisst, war ich mit Einstein, obwohl wir uns nicht oft sahen, eng befreundet. Es war eine geistige Freundschaft. Da hat es mich tief beeindruckt, dass er in seinen letzten Jahren so schwer darunter litt, dass seiner flebentlichen Mahnung der Abschaffung der Atomwaffen kein Gehör beschieden war, trotz des grossen Ansehens, das er in der Welt genoss. Das gab mir die Anregung, mich mit der Frage näher zu beschäftigen, wozu ich genügende naturwissenschaftliche und medizinische Kenntnisse besass. (...) So kam ich dazu, mich mit der Frage der Atomgefahr, wie sie seit 1954, infolge des durch die Versuchsexplosionen der grossen Wasserstoffbombe verursachten Anstiegs der Radioaktivität der Atmosphäre bestand, ernstlich zu beschäftigen und mit den Wissenschaftlern, die sich mit ihr abgaben in Verbindung zu treten. Da ging mir, der ich anfangs zum Skeptizismus neigte, immer mehr auf, in welcher Gefahr sich die Menschheit befindet, ohne sich darüber klar zu sein. Und da ich einiges Ansehen in der Welt besitze, drangen Freunde aus Europa und Amerika in mich, in dieser Sache das Wort zu ergreifen.“⁶

Dies tat dann Schweitzer am 23. April 1957 über Radio Oslo, was in zweifacher Hinsicht ein herausragendes Ereignis war: Zum einen wurde sein Aufruf durch weitere 95 Sender in alle Welt ausgestrahlt und hatte somit eine bisher beispiellose Breitenwirkung. Zum anderen „war es ein Ereignis“, so führt Schweitzer weiter aus, „weil bisher niemand in Amerika und Europa am Radio frei von der Sache reden konnte, auch in Deutschland nicht.“

Dahingehende Versuche von Wissenschaftlern, über Rundfunk auf die Gefahren der Radioaktivität aufmerksam zu machen, waren politisch un-

erwünscht und wurden bis dato unterbunden. Im gleichen Jahr, Juli 1957, kam es zu den ersten Londoner Verhandlungen über einen beiderseitigen Verzicht auf Atomwaffenversuche in Ost und West, die – wie Schweitzer im genannten Brief in scharf formulierten, kurzen Sätzen weiter darlegt – von amerikanischer Seite wenig Unterstützung erfuhr, ja geradezu „torpediert“ wurden. Hierfür sorgte vor allem der amerikanische Außenminister Dulles und seine wissenschaftlichen „Kronzeugen“ Libby und Teller:

„Bestätigt wurde mir diese Feststellung dadurch, dass Amerika, sagen wir Dulles, nun vom Herbst 1957 eine Propaganda in Amerika und Europa inszenierte, die behauptete, dass die durch die Versuchsexplosionen gewirkte Radioaktivität der Luft, auch wenn [sie] noch das Zehnfache der normalen betrage, absolut ungefährlich sei. Diese These verfochten in dieser Propaganda Leute, die einen Namen in Atomforschung besaßen, wie Libby und Teller und andere. Das machte einen grossen Eindruck. Diese Autoritäten waren Physiker, die von der medizinischen Seite der Sache gar keine Kenntnis nahmen! (...) Mit dieser grossartig organisierten Propaganda hat Dulles die öffentliche Meinung narkotisiert. Die Presse verhielt sich durchweg ablehnend. Die öffentliche Meinung sollte nicht beunruhigt werden. (...)“

Als im November 1957 mehr und mehr klar wurde, dass Dulles die Verhandlungen über Aufgeben der Versuche und Verzicht auf Atomwaffen torpedieren würde und die Presse sich ganz apathisch zeigte, wurde von mir verlangt, dass ich wieder in Oslo das Wort ergriffe, weil eine Sendung von mehr als 95 Sendern nicht überhört werden könne. So musste ich armer Kerl wieder dran. Zum Glück war ich in der Atomfrage im Wissenschaftlichen und Politischen gut auf dem Laufenden geblieben.“ (S. 340)

Schweitzer bezieht sich hier auf seine im April des Jahres 1958 folgenden drei weiteren Radioappelle, auf die ich bereits in meinem einleitenden Vorwort zu vorliegendem Jahrbuch aufmerksam gemacht habe, und deren ergänzende Lektüre ich an dieser Stelle sehr empfehle.⁷

In seinen weiteren Ausführungen in diesem Brief resümiert Schweitzer die Kernforderungen und -argumente seiner Radioappelle:

„Vorläufig handelt es sich darum, dass wir ein Aufhören der Versuche erreichen. Die Welt kann doch nicht binnehmen, dass Dulles sich über alle Tatsachen die die Gefahr ausmachen, in der wir durch die Versuche sind, einfach hinweg-

setzt. Ich bin auf dem Laufenden über die Gefabr. (...) Mit einer Politik, die ein Verbrechen an der Menschheit bedeutet, machen wir nicht mehr mit.“ (S. 341)

Die politische Konsequenz Europas müsse daher sein, so Schweitzer weiter, sich von Amerika zu „emanzipieren“, d. h. eine Stationierung von „Rampen für Raketenatomgeschosse“ in Europa zu verhindern, die von Russland als unmittelbare Bedrohung und „Einkreisung“ durch die Nato empfunden würde. Diese Forderung ist auch heute noch, 60 Jahre später, hochaktuell!

Dann kommt Schweitzer auf sein „stärkstes Argument“ zu sprechen: nämlich, „dass Atomwaffen wegen ihrer unbegrenzten Wirkung schon allein in Friedenszeiten bei den Explosionsversuchen, wider das Völkerrecht sind und schon aus diesem Grunde abgeschafft werden müssen.“ (S. 341 f) Schließlich gibt Schweitzer seinem großen Bedauern Ausdruck, dass er „Amerika so viel Hilfe für (s)ein Spital verdanke“ und nun „gegen Amerika reden muss“. Andererseits entspreche er damit dem Wunsch vieler amerikanischer Freunde, die sich gegen die „engstirnige Politik von Dulles“ wenden.

Im folgenden Brief an Heuss vom 30.6.1958 greift Schweitzer die Atomfrage bezüglich der Versuchsexplosionen wieder auf. Er geißelt die „kapitale Dummheit“ von Dulles, der das Verlangen von Chruschtschow, „dass USA von vornherein, vor Beginn der Verhandlungen in Genf erklärt, auf weitere Versuche zu verzichten“, zurückgewiesen habe. Damit sei die Sache nicht abgetan, vielmehr gehe „der Kampf mit der Parole, dass Atomwaffen gegen das Völkerrecht sind“, weiter und „den wird er verlieren, denn in diesem so geführten Kampfe wird die UNO bineingezogen und wird aufhören müssen Amerika und der Nato Vorspanndienste zu leisten“. (S. 344)

Nach weiteren Ausführungen über die Rolle der UNO und die problematische weltpolitische Vorherrschaft Amerikas kommt Schweitzer auf die unrühmliche Rolle der (katholischen) Kirche zu sprechen:

„Dass in der Atomsache das Christentum sich eine Blöße gab, ist traurig. Wie kann der Papst eine die Existenz der Atomwaffen irgendwie bejahende Antwort geben, statt sich einfach, wie ein vernünftiges frommes Weltkind wie ich, auf die Position zurückzuziehen, dass Atomwaffen gegen das Völkerrecht sind und abgeschafft werden müssen. Er hat der Kirche einen schlechten Dienst geleistet. Denn in der ganzen Welt heisst es jetzt, die atheistischen Sowjets ver-

langen die Abschaffung der Atomwaffen, und die Christen nicht.“ (S. 346)

Anschließend beschwört er nicht nur die „Atomgefahr“, sondern führt Heuss die bereits greifbar werdenden Schädigungen durch die Atomversuche ebenso eindringlich wie sachlich vor Augen:

„Die letzten amerikanischen Versuche auf Eniwetok haben eine unvorstellbare Zunahme der Radioaktivität ergeben, auf Grund derer grosse Gebiete des Stillen Ozeans unbefahrbar sind! – Dass man an einer Klinik in Bayreuth eine Zunahme der Missgeburten in den letzten Jahren festgestellt hat, hast du wohl erfahren. ... Dass schon jetzt bei Tieren mehr Totgeburten und Missgeburten stattfinden, scheint unbestreitbar. Man will es bei[m] Brüten von Gänsen festgestellt haben, in Deutschland. ... Dass Schmetterlinge und gewisse Insekten von der Radioaktivität betroffen werden, steht fest. Die Gefahr für uns ist wohl auch dementsprechend grösser.“ (Ebd.)

In seinem Antwortschreiben vom 2.8.1958 versucht Theodor Heuss, wenn auch zurückhaltend, die von Schweitzer aufgezeigten Gefahren zu relativieren:

Zum einen unter Hinweis auf seine eigene mangelnde Kompetenz, hinsichtlich der atomaren Bedrohungslage „ein Urteil zu geben“, zum anderen unter Verweis auf Experten, deren Einschätzungen „völlig auseinandergehen“. So habe der Göttinger Physiker und Philosoph Carl Friedrich von Weizsäcker, der sich noch im Jahr zuvor in der sogenannten „Göttinger Erklärung“ zusammen mit 18 Kollegen gegen eine atomare Ausrüstung ausgesprochen, „sich jetzt von der so pessimistischen Beurteilung distanziert“. (S. 350)

Sodann verweist Heuss auf amerikanische Gewährsleute und Freunde, die Schweitzer verehren würden, aber überzeugt seien, dass „Du von USA einfach falsche Informationen über die Dinge der Radio-Aktivität erhalten hättest ...“. Ferner, „daß Du verkennst, wie nach 1945 die amerikan[ische] Politik allgemeine Abrüstung betrieb und auch vollzog (Korea), aber die Russen entsprechende Abkommen, auch über das Nukleare, ablehnten.“

Zudem stellt sich Heuss – im Gegensatz zu Schweitzer – klar hinter den Grundsatz der Abschreckungspolitik:

„Wäre die Bombardierung von Hiroshima erfolgt, hätten die Japaner eine vergleichbare Waffe gehabt? Der ‚moralische‘ Hintergrund dieser Tat: zehntausenden amerikanischen Soldaten in diesem mörderischen Krieg das Leben

zu erhalten. ...

Zum anderen dies: beim Beginn des 2ten Weltkriegs waren alle Nationen mit Giftgas ausgerüstet. Keine hat es verwendet. Sogar Hitler, dem niemand den Vorwurf einer menschlichen Gesinnung machen kann, hat darauf verzichtet, über London Giftgasbomben abwerfen zu lassen. Ich weiß, alle Analogien haben etwas Fragwürdiges, in diesem Fall des Vergleichens sogar etwas Spekulatives.“ (S. 351)

Dementsprechend beurteilt Heuss die sich formierende und zunehmend Gehör findende Anti-Atom-Bewegung kritisch:

„Was wir in Deutschland z. Zt. erleben, halte ich für eine arge Belastung politischer Nüchternheit, das plebiszitäre Pathos gegen den ‚Atomtod‘, das in Resolutionen von Jugendverbänden, Frauenunterschriften u.s.f. u.s.f. sich selber eine Art humanitärer Tugendhaftigkeit bestätigt und den Realismus einer bedrohten Weltlage verkennt.“ (Ebd.)

Schweitzer setzt den Einlassungen seines prominenten Freundes in seinem Brief vom 13. Dezember 1958⁸ einen ganz anderen „Realismus“ entgegen: Dass nämlich Eisenhower unter dem Druck der öffentlichen Meinung und aufgrund eines Gutachtens von Wissenschaftlern aus Ost und West, das der UNO im August 58 vorgelegt wurde, gewillt gewesen sei, *„wie die Sowjet-Union, die Abschaffung (der Versuchsexplosionen, Erg. G. S.) für alle Zeiten in Aussicht zu nehmen.“*

Dem entgegenstehende Bemühungen von Dulles gibt Schweitzer, wie er ergänzt, auf Dauer keine Erfolgsaussichten:

„Die radioaktive Verseuchung ist gerade in USA, speziell in New York so stark (auf Grund der vielen Versuche in 1958), dass die Leute sehr davon beeindruckt sind. Immer mehr wird die Atomfrage zu einem in der UNO zu behandelnden Gegenstand werden. Und immer mehr wird, durch neu in ihr aufgenommene Völker, die UNO Amerika gegenüber selbständig werden.“

Ferner bekräftigt Schweitzer vehement, wie sehr er die Abschreckungstheorie und damit eine weiter bestehende Atombewaffnung als Irrweg betrachtet, die Heuss für unverzichtbar erklärt hat:

„Nachher kommt dann der Kampf um die Abschaffung der Atomwaffen. Und auch dieser wird nicht mehr unter den Atommächten sondern in der UNO ausgefochten werden. Denn die Angelegenheit geht ja alle Völker an. Und ich

glaube, dass doch das Argument, dass die A. und H. Waffen gegen das Völkerrecht sind, eine Rolle in dem Kampf spielen wird. Es ist unwiderleglich und so wird ihm bereits Beachtung geschenkt. Ein Leben mit der Atombombe ... kann nicht in Betracht kommen. Mit ihr leben, will heissen an ihr zugrunde gehen.“ (S. 356 f)

Schließlich greift Schweitzer die Frage einer Stationierung von Atomwaffen in Westdeutschland und das Verhältnis zur Nato auf:

„(Ich weiss, dass die Sowjet-Union es nicht hinnehmen will, dass auf deutschem Boden gegen Osten gerichtete A. und H. Waffen sind, weil die Gefahr, die die immer grössere Reichweite der Raketengeschosse bedeutet, für sie immer grösser werden wird. Die Zugehörigkeit zur Nato enthielt keine Verpflichtung für Deutschland W[est] von der Nato Atomwaffen zu übernehmen oder solche auf seinem Boden zu lagern. (...) Die Nibelungentreue Westdeutschlands der Nato gegenüber, ist vielleicht nicht das Rechte.“ (S. 357)

Heuss lässt sich freilich durch Schweitzers eindringliche Warnungen und Argumente von seiner Pro-Atom-Haltung nicht abbringen. In seinem Brief vom 12. 3. 1959 erkennt er zwar die Gefahr, *„dass die sogenannten nuklearen Waffen in die Hand von Leuten kommen, die damit einfach einmal ein Geschichtsexperiment machen“*. Allerdings sieht er zur atomaren Abschreckungspolitik nach wie vor keine Alternative:

„Wir selber sind natürlich vor allem unter dem Druck der russischen Bedrohung – es waren ja die Sowjets, die die Abrüstungsvorschläge von Anfang an aus Gründen, die in ihrer politischen internen Situation liegen, immer wieder störten. Ich weiss nicht, ob Du Dulles als den bösen Mann richtig beurteilt. ... Meine These, dass sogar ein amoralischer Mensch wie Hitler auf die chemischen und biologischen Kampfmittel, die vorbereitet waren, verzichtet hat, ist ja nicht schlagend, aber immerhin enthält sie ein Stück tröstlicher Möglichkeiten.“ (S. 361 f)

Ohne die entgegenstehende Überzeugung seines Freundes direkt zu kritisieren, bringt Schweitzer in der nachfolgenden Korrespondenz neben anderen, das Verhältnis zur DDR betreffenden Angelegenheiten die Atom-sache eher am Rande zur Sprache, aber immer wieder und unbeirrt deutlich, so z. B. im Brief vom 3. Oktober 1961:

„Ich setze mich für die Abschaffung der Nuklearwaffen, als der einzigen

Möglichkeit den Frieden zu erhalten, ein, weil ich es für meine Pflicht halte. ... denn die grausige Lage, in der wir uns befinden, erfordert es. Ein Trost für mich ist, dass Einstein, mit dem ich seit lange[m] befreundet bin, in den letzten Wochen seines Lebens geäußert hat, dass er für die Fortsetzung seines Kampfes gegen die Atomwaffen auf mich zähle. Er ist ja in Verzweiflung gestorben. Und die Gefahr, in der wir uns befinden, ist wirklich gross. Wir stecken ganz in der gesteigerten Aufrüstung, die kein ehrliches Wollen der Abrüstung zulässt. Und gerade in den letzten Wochen hat man immer wieder von der Möglichkeit dem Krieg die Entscheidung anheimzustellen, geredet, in Ost und West. Wobin führt uns dieser grausige Leichtsinns?“ (376f)

Heuss entgegnet auf Schweitzers eindringliche Warnungen, denen es an Dramatik nicht fehlt, recht lapidar und ungerührt:

„Deine Ablehnung der Atomwaffen ist mir ja bekannt genug und nicht nur mir allein. Du hast vor ein paar Jahren in Deinen Briefen ja vor allem den Amerikanischen Staatssekretär Dulles für diese Sachen verantwortlich gemacht. ... Und die Propaganda, die bei uns vor ein paar Jahren mit der Formel ‚Kampf dem Atomtod‘ eingeleitet worden war, hatte etwas Pharisäerhaftes, weil sie unterstellte, dass die, die da nicht mitmachten, für den Atomtod seien.“ Und er schließt – etwas verbindlicher, aber mit der indirekten Unterstellung, dass Schweitzer sich aus der Ferne Afrikas kein hinreichend klares Bild der Lage machen könne:

„Schade, dass Du die Europareise in diesem Herbst hast fallen lassen müssen. Ich glaube, sie hätte Dir einen deutlicheren Eindruck von der sachlichen und seelischen Situation in Deutschland, ja in Europa, vermitteln müssen. Über den Ernst der Situation machen wir uns keine Illusion.“ (S. 379).



Mit Theodor Heuss,
Paulskirche in Frankfurt
am Main 1951

Zum Briefwechsel mit Martin Niemöller

Hatte Schweitzer in Heuss einen Freund, dem er offen und vertrauensvoll seine Auffassungen dartzun konnte, auch wenn dieser sie in der Atomsache nicht teilte, so fand er in Niemöller einen echten, vorbehaltlosen Gesinnungs- und Kampfgenossen.

Martin Niemöller, im Ersten Weltkrieg U-Boot-Kommandant, war in den dreißiger Jahren als Pfarrer in Berlin-Dahlem durch sein Engagement in der Bekennenden Kirche und sein mutiges Auftreten gegen Hitler bekanntgeworden. Von Niemöllers Gefangennahme und Aufenthalt in den Konzentrationslagern Sachsenhausen und Dachau erfuhr Schweitzer erst nach dem Krieg. Das sehr nachdrückliche Eintreten Niemöllers 1945 für das sogenannte Stuttgarter Schuldbekenntnis der EKD und seine Proklamation, dass es Aufgabe der Kirche sei, *„den Geist Jesu in der Welt zur Herrschaft kommen zu lassen“*, ließ auch theologisch die enge Geistesverwandtschaft mit Schweitzer deutlich werden.⁹ Nach einem ersten persönlichen Kennenlernen bei gemeinsamen Freunden in Nierstein entwickelte sich zwischen beiden eine enge Freundschaft, veranlasst vor allem durch deren gemeinsames Eintreten für eine weltweite atomare Abrüstung. Dass beide am gleichen Tag (14.1.) Geburtstag hatten, verstärkte das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit.

Der erste briefliche Kontakt kam durch Niemöller zustande, in dem dieser – inzwischen Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau – Schweitzer zum 83. Geburtstag gratulierte und seitens der Kirchenleitung Hilfe für Schweitzers Lambarene-Spital anbot.¹⁰

Albert Schweitzer hingegen lehnte in seinem Antwortschreiben vom 23.4.1958 das Hilfsangebot dankend ab mit dem Hinweis, dass er weltweit hinreichend Unterstützung erhalte, während die in Deutschland in großer Zahl einwandernden Vertriebenen Hilfe sehr viel nötiger hätten:

„Ich bin mit dem Flüchtlingsproblem durch Aufenthalte in Königsfeld einigermassen bekannt und weiss, dass sie neben der staatlichen auch der privaten Hilfe bedürfen, besonders die Neuangekommenen und dass diese ihnen nicht in genügendem Masse durch Mittel und Menschen zuteil wird. ... Darum muss ich, der ich bekannt bin streng darauf bedacht sein den Flüchtlingen

nichts an Hilfe wegzunehmen. (Unter uns: Ich habe den Flüchtlingen eine bedeutende Summe des Nobelpreises zukommen lassen)¹¹. Also: zuerst die Flüchtlinge! Aber tausend Dank für die liebe Anfrage.“ (S. 473 f)

Anschließend kommt Schweitzer in diesem Brief (mit einem „Augenzwinkern“) auf einen ausgesprochen „heiklen“ Sachverhalt zu sprechen, mit dem er zu der ihn vorrangig umtreibenden Atomproblematik überleitet:

„Noch eins: Wo stand Ihr Unterseeboot im November 1917? War es nicht vor dem Hafen von Dakar? Das Schiff auf dem ich mit meiner Frau als Gefangener damals nach Europa befördert wurde lag mit einem ganzen Convoi damals im Hafen von Dakar und wagte sich nicht heraus, weil ein deutsches Unterseeboot davor läge. Nun habe ich in einem Artikel über Sie vor längerer Zeit gelesen, dass Ihr Boot zu jener Zeit in jenen Gewässern sein Wesen gehabt habe. Es wäre mir interessant zu wissen, ob sie mir wirklich einmal nach dem Leben getrachtet haben, was ich Ihnen natürlich zum Voraus verzeihen würde christlicherweise. Jedenfalls stehen wir jetzt beide Schulter an Schulter im Kampf um die Abschaffung der Atombomben. ...“ (S. 474)

Niemöller entgegnet in seinem Brief vom 21.5.1958, dass für die Flüchtlinge genügend Hilfe vorhanden sei, so dass Schweitzer den beige-fügten Verrechnungsscheck über DM 5.000,- bedenkenlos annehmen könne. Daraufhin fährt er fort:

„Ausserdem darf ich Ihnen eine Sonder-Nummer der ‚Stimme der Gemeinde‘ beifügen, die soeben herausgekommen ist und Ihre drei Reden zur Atomgefahr enthält.

Nun fragen sie zum Schluss Ihres Schreibens noch nach dem November 1917: Ich war damals tatsächlich Erster Offizier auf U 151, und wir haben vor dem Hafen von Dakar unser Wesen oder Unwesen gehabt. Es ist aber nichts ernsthaftes passiert bis auf eine Kanonenschiesserei mit dem Dampfer ‚Rhone‘; das Schiff war aber für uns viel zu schnell. ...“ (S. 475)

In seinem Antwortbrief vom 29.5.1958 dankt Schweitzer vielmals für die Spende angesichts der Versicherung, dass er „den Flüchtlingen nichts wegnehme“. Er merkt an, dass die Gabe hauptsächlich für den Ankauf von Lebensmitteln und Medikamenten verwendet werde und skizziert den Ausbaustand des Spitals. Im zweiten Teil wendet er sich wieder der Atomproblematik zu:

„Welche Überraschung für mich, dass die ‚Stimme der Gemeinde‘ ein Sonderheft mit meinen drei Appellen ... bringt. Ich habe mich entschlossen zum zweiten Mal das Wort in der Frage der Atomgefahr zu ergreifen, weil ich als Träger des Nobel-Friedenspreises das Privileg habe in voller Freiheit [über] Radio Oslo ... über die Gefahr, wie auch über alles, was die Erhaltung des Friedens angeht, zu sprechen. Seit mehr als drei Jahren beschäftige ich mich als Arzt mit diesen Fragen von Wissenschaftlern aller zugehörigen Gebiete bestens gefördert und beraten: So bin ich ständig auf dem Laufenden. Mit vielen Menschen in der Welt in dieser Angelegenheit in Beziehung stehend, kann ich ermessen, wie schwer es ist, die Menschen allenthalben aus der Sicherheit in der sie sich zu befinden glauben, aufzuwecken und es dahin zu bringen, dass in der Welt eine öffentliche Meinung aufkommt, die das Preisgeben der Atomwaffen erzwingt. Ich glaube, dass es etwas bedeutet, dass ich das Argument, dass sie gegen das Völkerrecht sind, in der Bekämpfung geltend gemacht habe. Es ist eine Parole, die allgemein verständlich ist und gegen die keine Propaganda etwas vermag.“ (S. 477)

In einem zweiten, auf denselben Tag datierten Brief bekräftigt Schweitzer dieses Argument, nicht ohne eine vorherige ironische Randbemerkung hinsichtlich des früheren U-Boot-Kommandanten:

„Lieber Herr Niemöller, Sie haben mir also tatsächlich aufgelauert und nach dem Leben getrachtet! Wenn es Ihnen geglückt wäre, hätten Sie jetzt einen braven Kumpan weniger im Anti-Atomkampf. Da es sich so schön gefügt hat, wollen wir um so besser zusammen halten.

Und glauben Sie mir, dass das Argument, das die Atomwaffen in flagranter Weise gegen das Völkerrecht sind, eine Kampffparole ist, die den Menschen überall ins Ohr fallen wird. Dass es bisher an einer allgemein verständlichen, wuchtigen Kampffparole gefehlt hat, liess keine öffentliche Meinung aufkommen. Und diese brauchen wir, um etwas zu erreichen.“

Tatsächlich hatte sich recht bald nach Schweitzers erstem Radioappell von 1957 und der erwähnten Göttinger Erklärung in Deutschland eine Protestbewegung gegen Atomwaffen, insbesondere gegen die atomare Ausrüstung der Bundeswehr, formiert. Auslöser dafür war auch das Angebot der französischen Regierung an Adenauer zu einer gemeinsamen Herstellung von Atomwaffen, in die Letzterer – mit nachdrücklicher Unterstützung

seines Verteidigungsministers F.J. Strauß – einwilligte.

Diese Protestbewegung unter dem Motto „Kampf dem Atomtod“, die Theodor Heuss, wie bereits erwähnt, mit großem Argwohn verfolgte, „bildete den Vorläufer zu den ab 1960 in Westdeutschland stattfindenden ‚Ostermärschen‘, deren Sympathisanten mehrfach auch die Teilnahme Schweitzers erbat.“¹²

So wurde Schweitzer auch von Niemöller, seinerseits prominenter Unterstützer dieser Protestbewegung, in einem gemeinsamen Brief mit dem Nobelpreisträger Linus Pauling im September 1958 angeschrieben und gebeten, bei einem eventuellen Besuch in Deutschland „zu den Atomwaffengegnern zu sprechen.“ (S. 478) Schweitzer lehnte jedoch unter Hinweis auf seine anderweitige große Beanspruchung bedauernd ab:

„Wenn ich nach Europa komme, bin ich durch vielerlei Gelegenheiten so in Anspruch genommen, dass ich, müde wie ich schon bin, keine Vorträge übernehmen darf. Ich muss jetzt sogar darauf verzichten in meiner Heimatkirche zu predigen. Aber alles was ich in der Sache der Bekämpfung der Atomwaffen vorzubringen habe spreche ich in den Osloappellen aus.“ (S. 480)

Niemöller ließ es sich gleichwohl nicht nehmen, den Reinerlös einer Veranstaltung der Atomwaffengegner in Essen, bei der Pauling referierte, Schweitzers Lambarene-Spital zukommen zu lassen. Schweitzer dankte Niemöller auch hier wieder mit seiner bereits früher angeklungenen Selbstlosigkeit:

„Es hat mich gerührt, dass der Reinerlös der Veranstaltung für das Spital sein sollte. Aber der arme Lazarus in Deutschland sind jetzt die Heimatlosen. Ich hätte nichts annehmen dürfen.“

Es folgte im April des folgenden Jahres eine weitere, ebenfalls von Niemöller initiierte Gabe, diesmal der Überschuss einer „Friedenskundgebung im Zusammenhang mit der Bewegung ‚Kampf dem Atomtod‘ in Mannheim.“ (Ebd.) Schweitzer fügt seinem „tiefen Dank“ dafür an:

„Mit grosser Teilnahme habe ich alles was Sie durchgemacht und durchkämpft haben, verfolgt. Es gehört ja zu dem grossen Kampfe, den wir für die Weiterexistenz der Menschheit zu führen haben.“¹³

In seinem, ein halbes Jahr danach folgenden Gratulationsbrief zum 85. Geburtstag lässt Niemöller keinen Zweifel, dass ihm Schweitzer, mit dem

ihn inzwischen eine Duzfreundschaft verbindet, entscheidendes Vorbild in diesem Kampf wurde:

„Und ich weiss, dass Dir Deine eigene Bedeutung und alle Anerkennung, die Dir geworden ist, immer nur und höchstens Begleitmusik Deines Lebens war und dass das Eigentliche – heute wie je – die Frage ist: Welcher Ruf jeweils Dein Gehör und Deinen Gehorsam verlangt. – Darin bis Du unserer Generation Landmarke und Richtpunkt gewesen und geblieben, wirst es sein und wirst es bleiben!

Dass Du das mit Deinem Eintreten gegen den Atomwahnsinn in einer besonderen und markanten Weise bist, das ist heute für mich der Grund einer tiefen Freude, auch dass im Suchen nach dem Frieden auf Erden wir uns begegnet sind und einander gefunden haben, betrachte ich als ein – wenn auch unverdientes, so doch – ganz besonders gütiges Gottesgeschenk.“¹⁴

In seinem Dankesbrief gibt Schweitzer einen kurzen Rückblick auf die Genese ihrer Freundschaft und versichert sich abschließend des Ernstes der Situation, die sie zusammengeführt hat:

„Lieber Freund

Dass wir beide an demselben Tage Geburtstag haben finde ich schön und bedeutungsvoll. Das muss ich dir sagen. Es bewegt mich. Wir waren weit voneinander entfernt. Doch sind wir früh aufeinander aufmerksam geworden und verstanden uns über viele Verschiedenheiten hinweg. Und die Ereignisse haben uns beide immer näher zueinander geführt. Wir fühlten uns bewogen in den Ereignissen unserer Zeit nicht nur Beobachter sondern Handelnde zu sein im Geiste Jesu der mit dem Geiste tiefster Humanität identisch ist. ... Und nachher kamen wir brieflich in Verbindung, dann begegneten wir uns persönlich. Alles was du durchmachtest, habe ich in Gedanken mit dir erlebt. Und als wir dann im Oktober in schöner Spätsommer Sonne miteinander zu Tische sassen, durfte ich Dir, als der ältere, das Du auferlegen. Und du, einer der widerborstigsten Raisonniere der Gegenwart hast es dir ohne mucksen gefallen lassen. Wir ergänzen uns in unserem Auftreten gegen Atomwaffen und dem Bemühen um den Frieden. Ich glaube, dass wir mit viel Widerstand zu rechnen haben. Die Lage ist ernster als vor einem Jahre ... Aber wir wollen mutig bleiben und als Hoffende kämpfen.“¹⁵

Schweitzer jedoch verschont seinen Freund durchaus nicht von unver-

hohlener Kritik, was dessen Haltung zum Holocaust betrifft:

„Die Elly Heuss schrieb mir von deinen Predigten und ich setzte mich mit dir auseinander. Warum redet er nicht von den Judenverfolgungen? Als du dir Eingang zu Hitler verschafftest, und ihn mutig zur Rede stelltest, habe ich mich gefragt, warum du immer nur von dem, was er der Kirche antun wollte, redetest und nicht von seiner dem Evangelium widersprechenden Unmenschlichkeit. Warum schwieg die ganze Kirche und zog sich in den Elfenbeinturm der Theologie auf höchster Ebene zurück?

Und dann 1945 bist du Du selber und Evangelisch geworden. ...“¹⁶

Weiter schreibt Schweitzer von Niemöllers „Erweckung“ und „Kämpfertum“. Dann bringt er nochmals die Rolle der Kirche zur Sprache, diesmal hinsichtlich der Atomfrage:

„Ich abnte damals noch nicht, dass wir Kampfgenossen im Anti-Atomkrieg werden würden. Deine Stellung in dieser Sache las ich, zu meinem Erstaunen, in der Zeitung. Ich erstaunte, dass ein Theologe in diesen Kampf eintrat. So stehen wir nun zusammen in einem Kampf den die Kirche führen sollte und nicht erkennt, dass sie Jesus in unserer Zeit die Treue halten sollte. Wie ganz anders wäre die Lage, wenn alle Kirchen miteinander dem Geiste Jesu gehorchend die Atomwaffen abgelehnt hätten. ...“ (S.484f)

Immerhin führten die von Schweitzer und Niemöller sowie vor allem von Pauling angeführten Anti-Atomproteste – wie nachstehend ersichtlich wird – zu dem Erfolg, dass sich die Atommächte im Moskauer Abkommen vom August 1963 darüber einigten, auf Atomwaffenversuche zu verzichten. Damit war aber die Anti-Atombewegung nicht abgetan. Die ungelöste Frage einer grundsätzlichen Abschaffung von Atomwaffen stand nach wie vor auf deren Agenda. Zudem gab es Anzeichen dafür, dass die Amerikaner darangingen, die Atomwaffen weiterzuentwickeln, ohne dass Versuchsexplosionen vonnöten wären. Damit aber würde das Abkommen umgangen und einer weiteren Aufrüstung Tür und Tor geöffnet:

„Unter den Militärs gibt es eine Bewegung, die das Moskauer Abkommen umgehen will. Sie planen grosse und grösste Atomwaffen durch ein Verfahren zu produzieren, das keine[r] Versuchsexplosionen bedarf. ... Du hast wohl auch von diesem Vorhaben gehört. ...

Wir müssen also fortfahren, gegen die Atomwaffen aufzutreten. Ein Zei-

chen der Zeit: Der USA Senator Goldwater bat öffentlich verlangt, dass USA in dem Vietnamkrieg Atomwaffen gebrauche. ...

Also: wir müssen weiter unsere Pflicht tun, um die Menschen von dem Wege der Unvernunft und Unmenschlichkeit auf den der Vernunft und Menschlichkeit zu bringen.“¹⁷

Dass damit noch eine gewaltige, kaum zu bewältigende Aufgabe vor ihnen liege, darüber machte sich auch Niemöller keine Illusion. Darob zu resignieren, war aber für ihn auch keine Option. So heißt es in seinem letzten uns vorliegenden Brief an Schweitzer vom August 1964 unter anderem:

„Es ist ja nicht weiter verwunderlich, dass wir im Blick auf die Herstellung und Vermehrung der Massenvernichtungsmittel die gleiche Meinung und sehr ähnliche Gedanken haben, aber ob wir noch zu Lebzeiten etwas von dem Erfolg solchen Mühens zu sehen bekommen, daran kann man wahrhaftig wieder und wieder zweifeln; aber gerade deshalb dürfen wir und werden wir nicht müde werden in dem was wir zur Verbinderung der großen Mord- und Selbstmordkatastrophe beitragen können.“¹⁸

Vergleicht man die beiden bisher vorgestellten Briefwechsel, so kommen im sachlichen wie persönlichen Verhältnis, hier zu Niemöller und dort zu Heuss, bemerkenswerte Unterschiede zu Gesicht. Zugleich werfen sie ein beredtes Licht auf Albert Schweitzers zutiefst menschliche Gesinnung, die sich durch keine sachliche Differenz korrumpieren ließ.

Es muss für Schweitzer eine ziemliche Enttäuschung gewesen sein, dass Theodor Heuss, mit dem sich eine seit studentischer Jugendzeit tief verwurzelte Freundschaft verband, eine persönliche Anteilnahme an dessen großer Sorge um die Atomgefahr so sehr vermissen ließ. Wie sehr muss es ihn geschmerzt haben, dass die Eindringlichkeit und Offenheit, in der er seine Argumente mitteilte und seine innersten Gefühlsregungen preisgab, bei seinem Freund so geringe Resonanz fand, ja teilweise eine herbe Abfuhr erhielt. All dies konnte Schweitzers tiefe freundschaftliche Beziehung zu Heuss nicht beeinträchtigen. Hier musste Schweitzer wohl auch das hohe politische Amt seines Freundes und die damit eingeforderte Staatsraison berücksichtigt haben, die die Objektivität einer Einschätzung der politischen Großwetterlage trüben musste.

Ganz anders stellt sich das Verhältnis zu Niemöller dar, dessen „militärische Vergangenheit“ auf Schweitzer ursprünglich eher abstoßend gewirkt haben musste, auch wenn er seine dahingehenden Anspielungen humorvoll verbrämt. Doch solches nachzutragen wäre Schweitzer wohl geradezu absurd erschienen angesichts der gravierenden Wandlung Niemöllers „vom Saulus zum Paulus“, zunächst als Widerständler, ja Märtyrer im Dritten Reich und nach dem Krieg in konsequenter Fortsetzung in dessen kompromissloser Friedensmission in der Atomsache. Hier konnte auf dem Boden solidarischer Verbundenheit im Kampf gegen die Atomgefahr eine tiefe Freundschaft erwachsen, die zudem in der gemeinsamen Nachfolge Jesu keine bessere Nahrung hätte finden können.

Mit dem nachstehend betrachteten Briefwechsel mit Linus Pauling kommt nun eine weitere Dimension ins Spiel. Stand bislang vor allem die politische Gefahrenlage in Deutschland im Focus, so betrat Schweitzer mit und durch Pauling endgültig die weltpolitische Bühne. In Pauling fand Schweitzer einerseits eine in tiefer Friedensgesinnung verbundene Kampfgenossenschaft für weltweite Abrüstung und Frieden, die andererseits Schweitzer zu bislang nicht gekannten politischen Aktionen drängte; dabei taten sich für Schweitzers Solidarität in der Sache auch Grenzen bezüglich der von Pauling beschrittenen Wege auf.

Zum Briefwechsel mit Linus Pauling

Der Amerikaner Linus Pauling war mit Albert Einstein einer der ersten Wissenschaftler, der es sich zur Aufgabe machte, die Öffentlichkeit über die Gefahren der Atomwaffen aufzuklären. Nachdem Untersuchungen der Milchzähne von Kindern in Nordamerika erhöhte Werte des radioaktiven Strontium 90 zutage förderten, wurde die große gesundheitliche Gefahr, die überirdische Atomtests nach sich ziehen, evident. Angeregt durch Schweitzers Radio-Appell vom April 1957, der über 140 Rundfunkstationen weltweit Verbreitung fand, startete Pauling, seit 1954 Nobelpreisträger für Chemie, einen beispiellosen Petitionsfeldzug zur Beendigung der Kernwaffenversuche sowie auch der Weiterverbreitung von Atomwaffen an andere

Staaten. Paulings Petitionen bildeten den Anlass und Hauptgegenstand des mit Schweitzer im Dezember 1957 begonnenen Briefwechsels, aus dem sich in den Folgejahren auch eine enge persönliche Freundschaft entwickelte.

„Lieber Dr. Schweitzer, vor sechs Monaten, kurz nach Ihrer bewegenden Erklärung über Atomkriegsführung, die Sie in Ihrer Ansprache von Oslo gemacht hatten, wurde ein Appell zum Stopp der Atombombenversuche formuliert, als ein erster Schritt in Richtung einer allgemeineren Abrüstung und in Richtung des Abwendens eines verhängnisvollen Weltkrieges. Innerhalb kurzer Zeit war dieser Appell von 2.000 amerikanischen Wissenschaftlern unterzeichnet worden.

Ich entschied mich dann, daß es keinen Grund gab, warum der Appell nicht von Wissenschaftlern auf der ganzen Welt unterzeichnet werden sollte und während des letzten Monats habe ich Wissenschaftlern in vielen Ländern geschrieben und sie gebeten, den Aufruf zu unterschreiben, dessen Kopie beigelegt ist. Einige tausend Unterschriften haben mich mittlerweile erreicht, einschließlich derer von 26 Nobelpreisträgern.

Ich glaube, daß Sie als Arzt auch als Wissenschaftler eingestuft werden können, und ich schreibe, um zu fragen, ob Sie bereit sein würden, meine Kollegen und mich zu unterstützen, indem Sie diesen Aufruf unterzeichnen. Ich bin sicher, daß Ihre Unterschrift die Wirksamkeit des Aufrufs erheblich erhöhen würde ...“¹⁹

Albert Schweitzer ist dieser Bitte sehr gerne nachgekommen. – Pauling betont in seinem Dankschreiben, „wie oft mich Ihr Vorbild als Menschenbelfer und Freund angespornt hat, und wie Ihre Einstellung zu den damit verbundenen Problemen mich beeindruckt. Ich denke oft an Ihren Oslo‘ Vortrag!“²⁰

Paulings Petition, die er im Januar 1958 dem UNO-Generalsekretär Dag Hammarskjöld übergab, sollten sich letztlich nicht weniger als 9.235 Wissenschaftler aus 44 Ländern, darunter 36 Nobelpreisträger, anschließen. Ein großer Erfolg, der allerdings für Pauling ein übles Nachspiel haben sollte. Pauling wurde unter Strafandrohung im Juli 1960 aufgefordert, vor dem Justiz-Unterausschuss des US-Senats für innere Sicherheit die Originalunterschriften der Wissenschaftler vorzulegen, die die Petition unter-

zeichneten. Während sich Pauling dazu bereit erklärte, lehnte er das weitergehende Verlangen des Ausschusses, zusätzlich deren Namen zu nennen sowie die Namen derjenigen, die bei der Unterschriftensammlung geholfen hatten, kategorisch ab. In seiner Erklärung gegenüber dem Senatsausschuss, aus der Pauling in seiner Stellungnahme, die er Schweitzer zukommen ließ, zitierte, begründete er seine Haltung unter Hinweis auf seine demokratischen Rechte. Darin heißt es u. a.:

„Das In-Umlauf-Bringen von Petitionen ist ein wichtiger Teil unseres demokratischen Prozesses. Wenn es abgeschafft oder stark eingeschränkt werde, würde unsere Nation einen Schritt in Richtung hin zur Verschlechterung gemacht haben – möglicherweise einen Schritt in Richtung eines diktatorischen Staates, eines Polizeistaates. ...

Nun – egal welche Zusicherungen mir dieser Unterausschuß auch immer über den Gebrauch der Namen der Leute geben würde, die die Petition, die ich geschrieben hatte, verteilt haben – ich bin überzeugt, daß diese Namen für Repressalien gegen diese an den demokratischen Prozeß Glaubenden verwendet würden, gegen diese enthusiastischen, idealistischen, hochmotivierten Arbeiter für den Frieden. ...

Unsere Nation ist jetzt in großer Gefahr, in größerer Gefahr denn je zuvor. Die Gefahr geht nicht vom Frieden aus oder von den Arbeitern für den Frieden oder von denen, die die Petitionen in Umlauf bringen ... Sie geht von dem Atomwaffenarsenal aus, das in der Welt besteht, das über das Potential verfügt, die Welt zu zerstören.“ (S. 520f)

Pauling ließ sich also durch den enormen politischen Druck, der auf ihn ausgeübt wurde, nicht einschüchtern. Ja er versuchte schließlich gerichtlich klären zu lassen, ob der besagte Unterausschuss berechtigt sei, die Herausgabe der angeforderten Namen zu erzwingen. Auch Schweitzer bat er, ihn mit einer Presseerklärung zu unterstützen. Jener hingegen verwies auf Zeitungsberichte über das Eintreten von Mitgliedern amerikanischer Universitäten für Paulings Rechte. Ferner ergänzte er in seinem Brief vom November 1960, in dem Schweitzer übrigens zum vertraulichen „Du“ übergeht:

„Jetzt läuft deine Sache richtig. Es ist unglaublich, dass die Universitäten nicht schon früher im Namen der Rede- und Gedanken Freiheit (sic!) für dich eingetreten sind. Das ist viel besser als wenn wir von Europa für dich gegen

das Senats-Committee eingetreten wären. ... Es brennt ein Feuer das die Herren des Senats nicht mehr löschen können.“²¹

Wer nun erwartete, dass Pauling sich in dieser angespannten Situation in seine Privatsphäre zurückgezogen hätte um abzuwarten, bis sich die politischen Wogen glätten, möge sich vom Gegenteil überzeugen lassen. Unter dem Eindruck der sich zuspitzenden internationalen Situation und wachsenden Kriegsgefahr ließ er seiner früheren Petition einen weiteren Appell folgen; einen „Appell, die Verbreitung der Atomwaffen zu stoppen“, gerichtet „an die Vereinten Nationen und an alle Nationen der Welt“. (Ebd.)

Darin heißt es u. a.:

„Das schwierige Problem, eine weltweite Abrüstung zu erzielen, würde weit schwieriger werden, wenn noch mehr Nationen oder Staatenverbünde in den Besitz von Atomwaffen kommen sollten. Folglich drängen wir darauf, daß die gegenwärtig existierenden Atomkräfte die Atomwaffen nicht an andere Nationen oder Staatenverbünde wie die NATO oder den Warschauer Pakt liefern, daß alle Nationen, die diese Waffen bisher nicht besitzen, freiwillig auf den Besitz oder die Entwicklung solcher Waffen verzichten, und daß die Vereinten Nationen und alle Nationen, die ihnen angehören, ihre Bemühungen verstärken, eine totale und universale Abrüstung zu erzielen durch ein System von internationalen Kontrollen und Inspektion, um allen Nationen und allen Menschen eine größtmögliche Sicherheit zu bieten.“

In seinem Brief vom Januar 1961 lässt Pauling diesen Appell auch Schweitzer zukommen mit der Bitte, sich mit seiner Unterschrift dem anzuschließen und zugleich auch mit seinem Namen als Förderer einer geplanten internationalen Konferenz in Oslo gegen die Verbreitung von Atomwaffen aufzutreten²².

In seinem anschließenden Brief an Schweitzer, in dem er sich für dessen Unterschrift unter den Appell bedankt, wird nochmal das enorme Ausmaß seiner Friedensaktion deutlich:

„Wir sind jetzt davon in Anspruch genommen, Listen von Namen von Unterzeichnern – ungefähr 600 aus ungefähr 30 Ländern! – vorzubereiten, um sie den Vereinten Nationen und als Kopien allen Nationen in der Welt zu übergeben. Wir werden dann überall Friedensorganisationen einladen, Unterschriften

*von Menschen auf der ganzen Welt unter diesen Appell zu sammeln.*²³

Anschließend erwähnt Pauling, dass diese Aktion allein von seiner Frau und ihm, unter Mithilfe einiger Freunde, auf den Weg gebracht wurde – wie übrigens auch seine oben erwähnte Petition von 1958. Pauling setzte zu diesem Zweck nicht weniger als 20.000 Kopien des Appells weltweit in Umlauf – wie er in einem weiteren Brief an Schweitzer erwähnt, in dem er sich für dessen Bereitschaft, die o.g. Konferenz zu fördern, bedankt.²⁴

Auch diese von Pauling organisierte Konferenz gegen die Verbreitung von Atomwaffen, die im norwegischen Nobel-Institut Mai 1961 durchgeführt wurde, und an der 60 Wissenschaftler aus 15 Ländern teilnahmen, fand mit einer einstimmig verabschiedeten „Oslo-Erklärung“ einen erfolgreichen Abschluss. Der Inhalt dieser Erklärung erweist sich heute als noch vordringlicher als damals, wie folgende ausgewählte Zitate verdeutlichen mögen:

„Die Verbreitung von Atomwaffen zu verhindern, ist ein wesentlicher Teil des Kampfes, Krieg [überhaupt] zu beenden.“ Und weiter, „daß die Arsenalen der Atomwaffen nicht benutzt werden dürfen und die einzige Zukunft für die Welt eine sei, in der Krieg zwischen Nationen geächtet ist und Streitigkeiten durch Hinwendung zum Recht geschlichtet werden. ... Allgemeine und vollständige Abrüstung kann und muß erreicht werden. ... Diese neue Situation verlangt ein neues Verständnis der moralischen Verantwortlichkeit. Die Beschränkung der Loyalität auf die Staatsgrenzen ist überholt, eine Loyalität zum Ganzen der Menschheit ist jetzt nötig.“

Ferner erweitert die Osloer Erklärung die Perspektive dahin, dass „Krieg zu verhindern“ mit einschließt, „den Lebensstandard weltweit zu verbessern“. Dazu gehöre, „unsere Möglichkeiten auszuschöpfen, die Weltgemeinschaft vor Hunger, Krankheit, Analphabetismus und Furcht zu befreien, ökonomische, politische und soziale Gerechtigkeit zu schaffen und einen Beitrag zu einer Kultur zu leisten, die des Menschen würdig ist.“

Bemerkenswert ist zudem, dass diese Zielstellung nicht nur das Wohl der gegenwärtig Lebenden im Blick hat, sondern „wir ... auch zukünftigen Generationen das volle Leben gewähren möchten“.

Wie vorausschauend und vordringlich Paulings Einsatz war, wird heute, mehr als ein halbes Jahrhundert später, angesichts der Brisanz einer welt-

weiten atomaren Hochrüstung, die sich inzwischen auf neun Staaten ausgeweitet hat, mehr als deutlich.

Angesichts der seither eingetretenen Verbreitung von Atomwaffen mag man aus heutiger Sicht zwar bedauern, wie wenig sein besagter Appell und die Osloer Erklärung gefruchtet haben. Nichtsdestotrotz war sein enormes persönliches Engagement kaum zu überbieten.

Pauling ließ es bei seinem Kampf gegen die Atomgefahr mit Petitionen, Appellen und Konferenzen nicht bewenden. Um dem Anliegen noch mehr Durchschlagskraft zu verleihen, beschritt er mit einer „Bombentest-Klage“ fast von Beginn an auch den juristischen Weg; einen Weg, auf dem ihm sein Vorbild und Freund Albert nicht mehr folgen wollte, bei aller grundsätzlichen Zustimmung zum Sachanliegen. So strengte Pauling zusätzlich zu der Petition vom Dezember 1957 wegen der Versuchsexplosionen im Frühjahr 1958 eine Klage gegen die Vereinigten Staaten, Russland und England an. Seiner Bitte, sich als Kläger anzuschließen, erteilte Schweitzer in seinem Brief vom März 1958 eine klare Absage. Daran hinderte ihn auch nicht die Tatsache, dass seine politisch absolut unverdächtigen, vertrauenswürdigen Freunde Martin Niemöller und Bertrand Russell sich als Mitkläger gewinnen ließen (vgl. S. 548):

„Was nun Ihre Einladung betrifft, in der Sache der Klage gegen die drei Atommächte mitzumachen, bitte ich Sie, mich zu entschuldigen, wenn ich es nicht tue. Ich will nämlich seit je her so wenig wie möglich in der Öffentlichkeit auftreten. Von diesem Grundsatz weiche ich nur in ganz besonderen Fällen (wie in der Unterzeichnung Ihres Aufrufs) ab. Wenn ich diesen Grundsatz nicht hätte, wäre ich in so vielen Angelegenheiten mit meinem Namen dabei, dass die Leute sagen würden, es geht in der Welt nichts vor ohne dass der Name dieses alten Esels im Urwald mitgenannt wird.“²⁵

Die von Pauling im April 1958 sowohl in Washington als auch in Moskau eingereichte Bombentest-Klage verlief jedoch im Sande. Die Klage wurde seitens der Sowjetunion wie auch vom Höchsten Gericht der Vereinigten Staaten als nicht weiter verfolgenswert betrachtet mit der Begründung, dass inzwischen jeweilig Testmoratorien verfügt wurden und damit die Angelegenheit erledigt sei.

Damit sollte sich Pauling allerdings nicht zufrieden geben. Vier Jahre

später formulierte er eine erneute, identische Klage, durch die die jeweiligen Gerichtsbehörden (in den USA, der Sowjetunion „und vielleicht später auch in anderen Ländern“) veranlasst werden sollten, „die Fakten, die die Klage stützen, anzuhören, und dann das Testen der Atomwaffen für ungesetzlich zu erklären und zu verbieten.“²⁶

Paulings erneuten Anlauf, Albert Schweitzer als Mitkläger zu gewinnen, erwiderte dieser ebenfalls ablehnend, verbunden mit einer ausführlichen, juristisch-sachlichen sowie auch sehr persönlichen Begründung:

„Lieber Freund. Ich habe das Papier zum [U]nterscheiden erhalten. Ich bin mit dem Inhalt absolut einverstanden. Aber die Form der ‚Anklage‘ kann ich nicht gut verstehen. Eine formelle Anklage hat nur einen Sinn, wenn eine Gerichtsbehörde besteht, bei der man die Anklage vorbringt und die dann entscheidet, und ein Urteil abgibt, dem sich die Angeklagten unterwerfen müssen. Aber in diesem Fall ist kein Gericht vorhanden, das für ein kraftvolles (d. h. faktisch durchsetzbares, Erg. GS) Urteil in Betracht kommen kann. ...

Ich fühle mich nicht als Mann, der in der Sache der Atomwaffen eine Anklage erhebt, sondern als ein Hund, der bellen und beißen will, fort und fort, bis die Leute aufhören zu tun, was sie vorhaben. Lass mich das bleiben.

Und ich will immer als ein Mensch, nicht als Angehöriger eines Volkes auftreten. ... Tatsächlich aber bin ich ein Wilder in Afrika und will nie anders klassiert werden. Das ist der Hauptgrund, der mich abhält zu unterzeichnen. ...

Unter uns: Wir, die wir den Kampf gegen die Atomwaffen führen, treten nicht als Ankläger sondern als Richter auf. Wir richten im Namen der Vernunft und der Menschlichkeit, und wollen eine öffentliche Meinung schaffen die richtet wie wir und zuletzt die Abschaffung der Atomwaffen erzwingen soll. ...

Wir erleben, dass die Tatsachen mit uns die Stimme gegen die Atomwaffen erheben. Uns konnte man überhören, aber die Tatsachen kann man nicht überhören ...

Bitte meine Briefe immer vertraulich behandeln. Nie etwas daraus veröffentlichen. Ich lasse mich, im Schreiben an Freunde immer ganz geben. ...

Wann werden wir uns wieder sehen, lieber Freund und Kampfgenosse?

Liebe Grüße an Dich und deine Frau.

Herzlich, dein Albert Schweitzer.“²⁷

Zum Briefwechsel mit John F. Kennedy

Dem unermüdlichen Engagement Paulings ist es schließlich zu danken, dass es in der Atomsache auch zu einem Briefwechsel Schweitzers mit dem amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy kam. Pauling teilte Schweitzer in seinem Brief vom April 1962 mit, dass er den Eindruck gewonnen habe, Kennedy könne davon überzeugt werden, „die Anordnung zu widerrufen, Ende des Monats atmosphärische Atomwaffentests durchzuführen.“ Wenn dies gelänge, bedeutete es einen Erfolg für die laufende Genfer Abrüstungskonferenz „und einen entscheidenden Schritt in Richtung Weltfrieden“. Daher fügte er die Bitte an, Schweitzer möge Kennedy schreiben und zu einem hinausschieben der atmosphärischen Tests drängen.²⁸ Angesichts der von Pauling zur gleichen Zeit neu aufgelegten Bombentest-Klage hätte man diese Aufforderung an Schweitzer kaum erwartet; aber, wie die vielfältigen Aktivitäten Paulings bis dahin zeigen, beschritt er immer mehrere Wege gleichzeitig zur Erreichung seines Zieles.

Schweitzer schätzte sein persönliches Verhältnis zu Kennedy „sehr gut“ ein, auch wenn er, wie er sich wenige Monate zuvor in einem Brief an Heuss ausdrückte, „die Zick-Zackpolitik des Jünglings in Washington“ in der Berlin-Frage für problematisch hielt.²⁹ Daher entsprach Schweitzer Paulings Bitte noch im gleichen Monat mit einem Brief an Kennedy. Dessen Abfassung stellte eine besondere Herausforderung dar, der Schweitzer psychologisch einfühlsam und rhetorisch brillant zu entsprechen wusste. Wegen seiner Brisanz und ungebrochenen Aktualität möchte ich den Briefwechsel zwischen Schweitzer und Kennedy hier ebenfalls näher beleuchten – gewissermaßen als Exkurs zu demjenigen mit Pauling.

Schweitzer leitet seinen Brief sehr behutsam, fast unterwürfig ein:

„Sehr geehrter Herr Präsident

Wollen Sie die Güte haben, dem alten Mann, der ich bin, zu verzeihen, dass er es wagt, Ihnen von den Versuchsexplosionen zu sprechen ...“.

In seinen weiteren Ausführungen zur Sache aber lässt er am dringenden politischen Handlungsbedarf, der seinen mächtigen Adressaten in die Pflicht nimmt, keinerlei Zweifel:

„Dringend notwendig für die ganze Welt ist, dass möglichst bald erreicht

wird, dass die Atommächte darin übereinkommen, miteinander die Abrüstung unter effektiver internationaler Kontrolle zu beschliessen. ...

Erst wenn man sich über das Aufhören der Versuchsexplosionen geeinigt hat, können aussichtsvolle Verhandlungen über Abrüstung und Friede in Gang kommen. Kommen sie auch diesmal nicht zustande, befindet sich die Welt in einer hoffnungslosen und gefahrvollen Lage.“

Daraufhin führt Schweitzer, die letzte Zurückhaltung fallen lassend, die gesundheitlichen Auswirkungen der mit den Versuchsexplosionen verbundenen radioaktiven Strahlenbelastung drastisch vor Augen; zudem appelliert er auch an den Familienvater:

„Ich wage noch, Sie auf etwas aufmerksam zu machen, das Sie persönlich angeht. Wie sie wohl wissen, hat man die furchtbare Entdeckung gemacht, dass die Nachkommen von Eltern, die eine radioaktive Bestrahlung, auch eine ganz geringe, erlitten, in der ersten und der zweiten Generation noch normal sind, dass aber von der dritten und vierten Generation an grausige Missgeburten statthaben. Die dann auf die Welt kommenden Kinder sind in Gefahr missgestaltete Füße, Hände und Organe zu haben, blind zu sein oder ein unausgebildetes Gehirn zu besitzen. ... Die Wirkung dieser Bestrahlung vererbt sich und verstärkt sich.“

Danach packt er Kennedy unverhohlen am Portepée und beschwört massiv dessen herausragende Verantwortung:

„Von Ihnen, Herr Präsident, hängt es ab, ob dieses grausige Elend von menschlichen Wesen, die von der dritten und vierten Generation an geboren werden, sich dadurch dass neue Versuchsexplosionen unternommen werden, verwirklichen wird. Sie sind, durch die Stellung, die Sie in der heutigen Welt einnehmen, die Persönlichkeit, die mit dieser Verantwortung belastet wird.“

Abschließend nimmt er sich wieder zurück, greift die einleitende Entschuldigung wieder auf, falls seine Diktion als anmaßend empfunden würde, ohne jedoch dem persönlichen Anspruch im geringsten die Wucht zu nehmen:

„Es ist mir schwer gefallen, Sie auf die grosse Verantwortung aufmerksam zu machen, die Sie in Hinsicht auf kommende Geburten zu tragen haben. Verzeihen Sie mir, ich konnte nicht anders, nicht nur um der Menschheit willen, sondern auch um Ibrethwillen.“

Ihr ergebener Albert Schweitzer“³⁰

Kennedys Antwortschreiben vom Juni 1962 fiel bei aller Freundlichkeit seines Tonfalls in der Sache enttäuschend aus; Paulings o.g. Mutmaßung, Kennedy wäre für einen Atomtest-Stopp zu gewinnen, erwies sich zunächst als trügerisch:

„Lieber Dr. Schweitzer, ich lese Ihren Brief über das Nukleartest-Problem mit Interesse und Sympathie. Ich kann Ihnen versichern, daß keine Entscheidung, die ich in meiner Amtszeit getroffen habe, mir mehr Sorge und Kummer bereitet hat als die Entscheidung, die Nukleartests wieder aufzunehmen.“

Kennedy begründet diese Entscheidung mit der bisher fehlenden Bereitschaft der Sowjets, ein generelles Testverbot zu akzeptieren. Bei aller Besorgnis, die er auch als Vater von zwei Kindern hinsichtlich der „schädlichen Wirkung der Radioaktivität“ persönlich teile, gelte es, zu verhindern, dass die Sowjetunion eine „entscheidende Nuklearüberlegenheit“ erwirbt, aufgrund derer „die kommunistische Welt für eine letzte Offensive gegen die Demokratien gerüstet sein könnte“.

Abschließend versichert er seine grundsätzliche Sympathie für Schweitzers Abrüstungsbemühungen und versucht sogar, ihm moralisch den Rücken zu stärken:

„Nichts liegt meinem Herzen näher als die Hoffnung, eine allgemeine und vollständige Abrüstung unter den Bedingungen zuverlässiger internationaler Kontrolle herbeizuführen. Sie sind einer der überragenden moralischen Einflußkräfte unseres Jahrhunderts. Ich hoffe aufrichtig, daß Sie beabsichtigen werden, das große Gewicht jenes Einflusses für die Bewegung für allgemeine und vollständige Abrüstung einzusetzen. ...

Ergeben Kennedy“

„Es war immerhin den Versuch wert“, so könnte man Schweitzers briefliche Bemühungen angesichts dieses Antwortschreibens kommentieren. Zumindest diesen Weg, den Präsidenten der Vereinigten Staaten Amerikas in der Atomsache weiter zu bekneien, dürfte man nach dieser Antwort als „ausgereizt“ betrachten. Nicht so Albert Schweitzer. Im Gegenteil! Hatte ihn nicht Kennedy selbst im Schlussteil seiner Antwort moralisch bestärkt, in seinem Friedenseifer nicht nachzulassen? – Schweitzer jedenfalls

besaß die Kühnheit, dies geradezu als Steilvorlage für einen zweiten Anlauf zu nutzen, auch wenn er diesen Entschluss einige Monate hat reifen lassen.³¹ Er nutzt das zu Kennedy offensichtlich gewonnene Vertrauensverhältnis, um mit einem zweiten Brief zur Atomgefahr nachzusetzen. Dabei geht er schon gleich nach drei einleitenden Sätzen ungeschminkt in medias res, indem er vor allem das „Berlinproblem“ aufgreift, das Auslöser eines Atomkriegs zwischen Ost und West werden könnte. Er formuliert stellenweise noch vehementener als im ersten Brief, in fast anklagendem Ton, wobei er jegliche persönliche Zurückhaltung fahren lässt; im Folgenden dazu einige markante Auszüge:

„Sehr geehrter Herr Präsident,

Sie hatten die Güte, mir auf meinen Brief über die Versuchsexplosionen in grosser Höhe zu antworten, was ich nicht zu erwarten gewagt hätte. Ich danke Ihnen von Herzen.

Nun komme ich mit einem neuen Briefe. Verzeihen Sie es mir. Ich bin tief erschrocken als ich las, dass Sie gesagt haben, dass Sie in einem Krieg wegen Berlin Atomwaffen anwenden würden.

In der furchtbaren Lage, in der wir uns durch das Vorbandensein von Atomwaffen befinden, beruht unsere letzte schwache Hoffnung, den Atomkrieg zu vermeiden, darin, dass der Westen wie auch der Osten entschlossen sind zu den Atomwaffen nur dann zu greifen, wenn der Andere es zuerst tut. Aber dieses stillschweigende Abkommen haben Sie ausser Acht gelassen, indem Sie erklärten, dass Sie in der Sache des Kubaproblems und des Berlinproblems, wenn es zu Feindseligkeiten kommen sollte, die Initiative ergreifen würden, Atomwaffen zu gebrauchen.

Wollen Sie wirklich diese furchtbare Verantwortung auf sich nehmen, dass Ihr Land als erstes Atomwaffen gebrauchen wird und damit unsere letzte Hoffnung, den Atomkrieg vermeiden zu können, ein Ende zu machen? ...“

Nachdem er auf die möglichen Auswirkungen eines solchen Krieges für die Berliner Bevölkerung und auf die dortige politische Lage eingegangen ist, setzt Schweitzer unverhohlen konfrontativ mit rhetorischen Fragen nach und wendet die Problematik ins Grundsätzliche:

„Wozu denn den Krieg oder gar einen Atomkrieg, wegen Berlin? Warum drängt Westdeutschland, und sein überaus unsympathischer Kriegsminister

Franz Josef Strauss, Atomwaffen zu besitzen, was es mit der Zeit erreichen und missbrauchen kann?

Was ist Atomkrieg? Keine politische Frage, ob gross oder klein, kann durch einen Atomkrieg entschieden werden. Krieg mit Atomwaffen ist ja kein rechter Krieg mehr, sondern nur grenzenlose, sinnlose Vernichtung. ...

Ein Atomkrieg ist nicht begrenztbar. Er findet in den Lüften statt. Ein Atomkrieg wegen Berlin wird unfehlbar auch zu einem Atomkrieg über New York werden. Wie er auch ausgeht wird er nichts anderes als furchtbares Elend schaffen. (...)

Wir sind in den beiden Weltkriegen in Unmenschlichkeit versunken und nehmen uns vor, in einem kommenden Atomkrieg noch tiefer darin zu versinken.

Dieses Grausige darf sich nicht erfüllen. Wir müssen aufhören, in geistiger Blindheit dabinzuleben. Es muss kommen, dass wir ... der grausigen Macht ... entsagen, um den Weg der Politik der Erhaltung des Friedens zu geben.

Dies wage ich Ihnen, als der Persönlichkeit, die in der Geschichte unserer Zeit die grösste Verantwortung hat, zu sagen. Nur weil ich es als Pflicht empfinde, und eine grosse Hochachtung für Sie habe, wage ich als einer, der in Freundschaft mit Einstein den Kampf gegen die Atomwaffen begann und noch darin steht, davon zu reden.“

Die Friedensbemühungen Albert Schweitzers und seiner Kampfgenossen führten, auch wenn dies zunächst kaum zu erwarten war, zu einem ersten größeren Erfolg: Ein halbes Jahr später, am 5.8.1963, beschlossen die USA und die UdSSR im sogenannten Moskauer Abkommen einen Verzicht auf Kernwaffenversuche in der Atmosphäre, im Weltraum und unter Wasser.

Noch im gleichen Monat brachte Schweitzer in einem Dankesschreiben an Kennedy seine große Freude darüber überschwänglich zum Ausdruck; hier die entscheidenden Kernaussagen:

„Lieber Herr Präsident. Ich schreibe Ihnen, um Sie zu beglückwünschen und Ihnen zu danken, daß Sie den Weitblick und Mut besaßen, eine Politik zum Weltfrieden einzuleiten.

Endlich wird ein Lichtstrahl in der Dunkelheit sichtbar, in der die Menschheit ihren Weg suchte ...

Der Vertrag ... über den Verzicht auf Kernwaffenversuche ... ist eines der

*größten, vielleicht das größte Ereignis in der Weltgeschichte. ...*⁴³²

Linus Pauling hingegen äußerte sich nicht so euphorisch. Er bemerkte in seinem Brief vom Oktober 1963 an Schweitzer zu diesem Ereignis abschließend nur knapp, wenn auch freudvoll:

*„Wir sind glücklich über die Ratifizierung des Bombentest-Abkommens durch den Senat der Vereinigten Staaten (und auch durch den Obersten Sowjet der UdSSR). Ich denke, daß Dein Schreiben an Präsident Kennedy von bedeutendem Einfluß war.“*⁴³³

In all seiner Bescheidenheit lässt es Pauling völlig unerwähnt, dass auch er, ja vor allem er mit seinen langjährigen, vielfältigen Bemühungen zum Erreichen dieses Abkommens beigetragen hat. Jedoch sollte ihm die Anerkennung dafür nicht versagt bleiben. Immerhin wurde ihm kurz darauf der Friedensnobelpreis verliehen. Aber auch hierfür rechnete Pauling das Verdienst nicht sich selber zu. In seiner Antwort auf Schweitzers Gratulationsbrief schreibt er:

*„Es war für uns eine große Überraschung und eine Quelle höchster Befriedigung, am 10. Oktober zu erfahren, daß mir der Friedensnobelpreis für 1962 zuerkannt worden war. Ich glaube, daß dieser Preis eine Anerkennung der Aktivitäten der Arbeiter für den Frieden auf der ganzen Welt ist – aller Leute und aller Organisationen, die sich bemüht haben, dem Krieg ein Ende zu setzen, nun da die schrecklichen Atomwaffen der Massensterblichkeit und des Todes in der Welt existieren. Ich bin überzeugt, daß dieses Ziel erreicht werden wird.“*⁴³⁴

Diese Auszeichnung bestärkte Pauling in seinem weiteren Friedensbemühen. Nach dem Moskauer Abkommen und dem Attentat auf Kennedy (November 1963) konzentrierte sich die Friedensbewegung vor allem auf die Beendigung des Vietnamkrieges. Seinem Gratulationsbrief an Albert Schweitzer zum inzwischen 90. Geburtstag ließ Pauling im März 1965 einen weiteren Brief an ihn folgen, dem eine Petition der Friedensnobelpreisträger an den US-Präsidenten Johnson beigelegt war:

„Der Krieg in Vietnam fordert das Gewissen der Welt heraus. Keiner von uns kann die Berichte vom Töten, Verstümmeln und Verbrennen Tag für Tag lesen, ohne zu verlangen, daß dieser Unmenschlichkeit ein Ende gemacht wird. (...)

Im Namen unserer allgemeinen Menschlichkeit, rufen die unterzeichneten Empfänger des Friedensnobelpreises alle betroffenen Regierungen und Parteien

*auf, sofortige Maßnahmen zu ergreifen, um einen Waffenstillstand und eine auf dem Verhandlungswege erzielte Regelung dieses tragischen Konflikts zu erzielen.“*⁴³⁵

Der Bitte Paulings, sich der Liste der Unterzeichner anzuschließen, folgte Schweitzer gerne. Es war zugleich der letzte Friedensappell, dem sich Schweitzer, der ein halbes Jahr später in Lambarene verstarb, noch anschließen konnte.

Schlussbemerkung

Die betrachteten Briefwechsel machen anschaulich, mit welcher Sachkenntnis und persönlichen Anteilnahme Schweitzer in seinem letzten Lebensjahrzehnt das weltpolitische Geschehen nicht nur verfolgt hatte, sondern sich in breitester Öffentlichkeit und auf höchster Ebene aktiv in dessen Hauptproblematik, die Atomgefahr, eingeschaltet und auf das moralische Gewissen maßgeblicher Politiker sowie der Allgemeinheit nachdrücklich eingewirkt hatte. Dies spiegelt sich nicht nur in den hier ausführlich dargestellten Briefwechseln. Schweitzer korrespondierte darüber hinaus mit einer kaum zu übersehenden Anzahl von Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Politik und Gesellschaft aus aller Welt, mit denen er ebenfalls seine Friedensbemühungen thematisierte. Es ist keine Übertreibung, wenn er in einem Brief an Pauling bemerkte: *„Mit der Welt stehe ich durch eine grosse Korrespondenz in Verbindung“*⁴³⁶. Hierzu kann ich nur auf den äußerst ergiebigen „Theologischen und philosophischen Briefwechsel“, den Werner Zager herausgegeben hat, zur Weiterlektüre verweisen.

Darin wird deutlich, dass Schweitzers Kampf für atomare Abrüstung und Frieden kein „einsamer Feldzug“ war. Von Anfang an stand er mit vielen Gleichgesinnten in reger Verbindung und erwies sich – ohne dies je erstrebt zu haben – als eine zentrale Schlüsselfigur, von der viele seiner Mitstreiter maßgebliche Impulse und Orientierungshilfe erhalten konnten.

Schweitzer war somit – um nochmal John F. Kennedy zu zitieren – *„einer der überragenden moralischen Einflußkräfte unseres Jahrhunderts“*. Er wirkte nicht nur formend auf das „Weltgewissen“, sondern dürfte auf die-

sem Wege – mit Unterstützung zahlreicher Mitstreiter – auch wesentlich dazu beigetragen haben, dass das Moskauer Abkommen zwischen Ost und West zustande kam. Man kann Schweitzers überaus große Genugtuung über dieses Ereignis zweifellos nachempfinden. Man wird ihm auch beipflichten können, dass damit „die Welt den ersten Schritt auf dem Weg zum Frieden getan hat“³⁷.

Dass diesem „ersten Schritt“ keine weiteren Schritte in derselben Richtung nahtlos gefolgt sind, im Gegenteil heute eine inzwischen erschreckend große Verfügbarkeit über Atomwaffen in neun Staaten und ein unaufhaltsames Voranschreiten des atomaren Wettrüstens weltweit zu beklagen ist, widerlegt im Rückblick keineswegs Schweitzers optimistische Einschätzung. Diese Entwicklung führt nur mehr vor Augen, dass es umso größerer Bemühungen bedarf, den Weg zu weltweiter Abrüstung und Frieden auf allen Ebenen beharrlich weiterzuverfolgen. Es ist nicht damit getan, die Verantwortung dafür allein den Machthabern dieser Welt zuzuschreiben.

Was vielmehr zu tun ist, hat Schweitzer selbst immer wieder betont und vorgelebt: Dass es für diesen Weg vieler auch noch so kleiner Schritte bedarf, dass nur eine breite öffentliche Meinungsbildung und der Wandel der ethischen Gesinnung möglichst vieler Menschen, dass nur durch eine „Vergeistigung der Massen“, wie er es einmal ausdrückte, eine Menschheitskatastrophe verhindert werden kann.

- 1) Zitiert n. Schweitzers Brief an den finnischen Probst Matti Muskonen vom 22.10.1961. In: Albert Schweitzer: *Leben, Werk und Denken 1905–1965* mitgeteilt in seinen Briefen, hrsg. v. Hans Walter Bähr, Heidelberg 1987, S. 302.
- 2) Thomas Suermann: *Albert Schweitzer als „homo politicus“*, Berlin 2012, S. 201.
- 3) Albert Schweitzer: An den „Daily Herald“, in: Ders.: *Menschlichkeit und Friede*, S. 134.
- 4) Brief vom 15.1.1960, in: H.-W. Bähr, S. 288.
- 5) Gottfried Schüz: *Albert Schweitzer und Karl Bechert – Visionäre und Vorkämpfer für eine friedvolle Zukunft*. In: *Albert-Schweitzer-Rundbrief* Nr. 107/2015, S. 37–52.
- 6) Albert Schweitzer: *Theologischer und philosophischer Briefwechsel 1900–1965*, hrsg. v. Werner Zager, München 2006, S. 337f. Die folgenden Seitenangaben (Klammerzusätze) beziehen sich auf dieses Buch.
- 7) Appelle A. Schweitzers vom 28., 29. und 30. April 1958 über Radio Oslo, unter dem Titel „Friede oder Atomkrieg“ zusammengefasst, und erstmals veröffentlicht bei C.H.Beck 1958

in einem Buch gleichen Titels, in das noch weitere Beiträge, u. a. auch der erste Radio-Appell von 1957, aufgenommen sind. Siehe: Albert Schweitzer: *Friede oder Atomkrieg*. Vier Schriften, München 1984, S. 51–92.

- 8) In zwischenzeitlichen Briefen von August (Schweitzer) und Oktober (Heuss) geht es hauptsächlich um Angelegenheiten des Lambarene-Spitals.
- 9) Albert Schweitzer: *Theologischer und philosophischer Briefwechsel 1900–1965*, hrsg. v. Werner Zager, München 2006, S. 471f.
- 10) Brief Schweitzers an Niemöller v. 14.1.1958, ebd. S. 472f.
- 11) Schweitzer nahm 1954 den Friedensnobelpreis entgegen, der ihm für 1952 zugesprochen worden war. Als Teil des Preisgeldes stiftete er für die Ost-Flüchtlinge DM 50.000.
- 12) Thomas Suermann, S. 227.
- 13) Schweitzers Brief an Niemöller vom 1.6.1959, in: Zager (Hrsg): *Theologischer und philosophischer Briefwechsel*, S. 481.
- 14) Brief Niemöllers an Schweitzer vom 10.1.1960, ebd., S. 482.
- 15) Brief Schweitzers an Niemöller vom 16.2.1960, ebd., S. 483.
- 16) Schweitzer an Niemöller im Brief vom 24.7.1960, ebd., S. 484.
- 17) Schweitzer an Niemöller im Brief vom 8.6.1964, ebd., S. 496f.
- 18) Niemöller an Schweitzer 12.8.1964, ebd., S. 497f.
- 19) Brief von Pauling an Schweitzer vom 12.12.1957, ebd., S. 502. Die hier und aus den folgenden Briefen zitierten Übersetzungen aus dem Amerikanischen besorgte die mit Schweitzer befreundete amerikanische Journalistin Erica Anderson.
- 20) Pauling an Schweitzer im Brief vom 28.2.1958, ebd., S. 503.
- 21) Brief Schweitzers an Pauling vom 19.11.1960, ebd., S. 525.
- 22) Vgl. Brief Paulings an Schweitzer vom 27.1.1961, ebd., S. 527f.
- 23) Pauling an Schweitzer 6.2.1961, ebd., S. 529.
- 24) Ebd., S. 536. Neben Albert Schweitzer traten auch der Theologe Karl Barth, der Physiker Max Born, der Philosoph Bertrand Russell sowie der Psychoanalytiker Erich Fromm als ideelle Förderer auf (vgl. ebd., S. 545).
- 25) Schweitzer an Pauling vom 14.3.1958, ebd., S. 508.
- 26) Vgl. den undatierten Brief von Pauling an Schweitzer, ebd., S. 549.
- 27) Brief Schweitzers an Pauling vom 25.6.1962, ebd., S. 549f.
- 28) Pauling an Schweitzer im Brief vom 9.4.1962, ebd., S. 546f.
- 29) Vgl. Brief Schweitzers an Heuss vom 23.11.1961, ebd., S. 380. Schweitzer bezieht sich hier auf die äußerst kostspielige Mobilmachung der Amerikaner, mit der Kennedy die Verhandlungen über Berlin, aber auch die finanzielle Lage Amerikas gefährdete.
- 30) Brief Schweitzers an Kennedy vom 20.4.1962, ebd., S. 419ff.
- 31) Schweitzer hatte einen ersten Briefentwurf an Kennedy, datiert mit dem 24.10.62, formuliert, aber nicht abgeschickt. (Vgl. Zager, S. 423ff). Erst ein zweiter, völlig neu und wesentlich schärfer abgefasster Brief, auf den ich mich hier beziehe, fand dann erst Ende November seinen Adressaten.
- 32) Schweitzer an Kennedy, August 1963, ebd., S. 428.
- 33) Brief Paulings an Schweitzer vom 1.10.1963, ebd., S. 551.
- 34) Pauling im Brief an Schweitzer vom 4.11.1963, ebd., S. 552.
- 35) Zit. n. der von Pauling im Brief vom 21.6.1965 an Schweitzer leicht überarbeiteten Fassung; ebd., S. 558.
- 36) Brief Schweitzers an Linus Pauling vom 22.10.1963, ebd., S. 552.
- 37) Schweitzer im Brief an Kennedy vom August 1963, ebd., S. 428.

Von der ethischen Kraft der Musik Johann Sebastian Bachs ergriffen – Albert Schweitzers „Ehrfurcht vor dem Leben“ und die Friedensbotschaft der Musik Johann Sebastian Bachs

In was für einer Zeit leben wir? – Ob wir in guten oder in schlechten Zeiten leben, kann nicht pauschal beantwortet werden. Während weite Bevölkerungsteile in Wohlstand leben, müssen außerordentlich viele Menschen in großer Armut leben. Jedoch: Der Wohlstand steht dort, wo er herrscht, auf unsicherem Boden. Wir dürfen uns keiner trügerischen Illusion hingeben. Derzeit werden weltweit 31 Kriege geführt. Vorsichtige Analysen sprechen von 70 Millionen Flüchtlingen. Es wurden 2017 Waffen im Wert von rund 400 Milliarden US-Dollar verkauft. Lange Zeit wurde verdrängt, unter welcher atomaren Bedrohung die Welt steht. Die atomaren Großmächte haben sich in den letzten Jahren auf einen gefährlichen Weg begeben. Sollte es zu einer Eskalation kommen, wäre dies der Untergang der Menschheit. Schon beim Einsatz einer einzigen ballistisch gestützten Atomwaffe würden sich die Lebensbedingungen in einem ungeahnten Ausmaß verschlechtern.

Fest steht: Den Verfall der Kultur, gemeint ist damit das Abgleiten in eine Kultur der Inhumanität, erleben wir täglich. Wir brauchen einen Sinneswandel, eine Konzentration auf eine verinnerlichte menschliche Schau

der Welt. Wir müssen zu einem inneren und auch zu einem äußeren Frieden kommen, den wir nur erreichen, wenn wir mit Blick auf das Leben Ehrfurcht haben vor dem Leben. Mehr denn je brauchen wir Sinneswandel dahin und Umkehr. Es ist das, was im hellenistischen Denken mit „Neuem Geist“ (μετάνοια [metanoia]) gemeint war. Nun gab es zu allen Zeiten Besinnung und Umkehr. Dabei traten Menschen mit großer geistiger Stärke und mit ethischer Kraft auf den Plan. Diese Verbindung von geistiger Stärke und ethischer Kraft findet man bei Albert Schweitzer. Hier soll die ethische Kraft, die von Albert Schweitzer ausgeht, untersucht und dargestellt werden, ohne den großen und erfolgreichen Weg Albert Schweitzers als Philosoph, Theologe, Arzt, Musiker und Musikwissenschaftler außer Acht zu lassen.

Der mehrfach promovierte und habilitierte Albert Schweitzer war einer der ganz wenigen Universalgelehrten, die es verstanden, Theorie und Praxis zu verbinden. Man kann Albert Schweitzer durchaus mit dem außerordentlich bedeutenden Gottfried Wilhelm Leibniz vergleichen. Die Wesensverwandtschaft von Schweitzer und Leibniz ist sehr auffällig. Beide waren unersättlich im Streben nach Wissen und Erkenntnis, beide waren große Humanisten, universal gebildet, mehrsprachig, kosmopolitisch und darauf aus, über europäisches Denken hinaus andere Kulturen in ihrem Erkennen der Welt einzubeziehen. Ihre Gottsuche, ihr Fragen nach Gott als dem Ursprung der Welt war kein Selbstzweck, sondern auf das Wohlergehen der Menschheit ausgerichtet. Jedoch: Albert Schweitzer war ein ethisch Denkender und Handelnder par excellence. Er war ein humanistischer Praktiker, der humanistisches Denken praktisch lebte. Aber was befähigte Albert Schweitzer dazu, mit einer ethischen Kraft zu leben und zu handeln, die geradezu beispiellos ist? Woher hatte Albert Schweitzer die Kraft, die von ihm konstatierte „*Ehrfurcht vor dem Leben*“ auch selber zu leben?

Diese Fragen zu beantworten gelingt vielleicht, wenn man berücksichtigt, dass Albert Schweitzer insbesondere als Organist schon ab seinem zehnten Lebensjahr Orgelunterricht über einen Zeitraum von fast einem Jahrzehnt bei Eugen und Ernst Münch hatte, die sich beide große Verdienste erwarben bei der Aufführung Bachscher Musik. Danach studierte

Schweitzer ab 1893 bei dem international angesehenen Organisten, Komponisten und Bach-Interpreten Charles Marie Widor (1844–1928), der als Begründer der „französischen Orgelschule“ gilt. Im Mittelpunkt des Musikstudiums und der praktischen Bildung zum Organisten stand die Musik Johann Sebastian Bachs. Vor allem wissenschaftlichen Bemühen stand bei Albert Schweitzer die prägende Kraft der Musik, dabei insbesondere die Musik von Johann Sebastian Bach. Mit seiner Tätigkeit als Musiker hat Albert Schweitzer auch Menschen insbesondere mit der Musik von Johann Sebastian Bach in's Herz getroffen.

Ob die Musik und insbesondere die Musik von Johann Sebastian Bach einen Bezug zur Ethik Albert Schweitzers hatte, kann nur beantwortet werden, wenn man konstatiert, dass Musik überhaupt auf das Handeln von Menschen einwirkt. Hierzu sollen zuallererst die Erkenntnisse der griechischen Antike angesprochen werden. Der griechische Philosoph Plato, der aus dem Vermächtnis von Sokrates und der vorsokratischen Philosophie schöpfte, stellte oft genug in seinen philosophischen Schriften einen Zusammenhang zwischen dem Guten, dem Schönen, dem Wahren (καλός, ἀγαθός [kalós, agathós: schön und gut]) her. In seinem Werk „Politeia“ schreibt Plato über die richtige Erziehung und Wesensbildung zum Guten, Schönen, Wahren. Dabei spielt die Musik eine hervorragende Rolle. Durch die Musik soll der Mensch „gut und edel“ werden. Wörtlich schreibt Plato:

„So ist die Musik der wichtigste Teil für die Erziehung. Rhythmen und Töne dringen in die Tiefen der Seele und rufen dort gewaltige Erschütterungen hervor. Sie machen bei einer richtigen Erziehung Menschen gut, andernfalls schlecht.“

Nach Pythagoras wirken kommensurable Intervalle auf den Menschen harmonisch, d.h. bewegen ihn zum Guten, führen bei der Erziehung zu einer guten Wesensbildung, gemeint zu gutem ethischen Handeln, einem guten ethischen Handeln nicht nur gegenüber Menschen, sondern auch gegenüber jeder Form von Leben. Das steht auch im Einklang zur buddhistischen Lehre, die eine auffällige Kongruenz zur pythagoräischen Lehre hat. Diese Randbemerkung ist insofern von Bedeutung, weil Pythagoras und Buddha Zeitgenossen waren. Beide lehrten sie eine Ehrfurcht vor allem Leben. Bedenkenswert ist diese Randbemerkung auch im Hinblick da-

rauf, dass sich Albert Schweitzer mit der buddhistischen Lehre auseinandergesetzt hat.

Albert Schweitzer war einer der bedeutendsten und maßgeblichsten Menschen. Gerade in einer Zeit, in der die sozialen Errungenschaften unserer Kultur ökonomischen Regularien zum Opfer fallen und Menschen aus fiskalischen und ökonomischen Gründen entrechtet werden, in einer Zeit, in der Menschen aus wirtschaftlichen Gründen unglücklich leben müssen, sollten wir uns auf Albert Schweitzer und seine Ethik der „Ehrfurcht vor dem Leben“ besinnen. Man sollte, um Schweitzers Ehrfurchtsethik allumfassend zu verstehen, den Horizont weit aufspannen. Dieser Horizont beginnt bei Pythagoras, verläuft über Platon und Aristoteles, im Zeitalter des Humanismus über Erasmus von Rotterdam, später in der Zeit der Aufklärung auch über Gottfried Wilhelm Leibniz. Gerade Leibniz, ein Zeitgenosse von Johann Sebastian Bach, stützte seine philosophischen Ausführungen erstaunlich oft auf Beispiele der Musik. Leibniz stand in Hannover in gutem Kontakt mit dem Komponisten und Diplomaten Agostino Steffani (1654–1728), dessen Kompositionen wesentlich zur Ausbildung der deutschen Tonsprache des Spätbarock, also auch der Musik von Johann Sebastian Bach, beitrugen.

Albert Schweitzer war ein „Genie der Vielseitigkeit“, aber auch ein Genie des Handelns in ethischer Verantwortung. Wenigen Menschen ist es so wie Albert Schweitzer gelungen, Musik, Theologie, Philosophie, naturwissenschaftliches Denken und medizinisches Handeln in wunderbaren Einklang zu bringen. Die schon angesprochene Wesensverwandtschaft zu Gottfried Wilhelm Leibniz, aber auch die zu Johann Wolfgang Goethe*, die ebenfalls in humanistischer Gesinnung alle Zweige der Erkenntnis zu vereinigen suchten, darf nicht außer Acht gelassen werden. Auf besonders eindrucksvolle Weise lehrt Albert Schweitzer uns, Denken, Empfinden

* Goethe an Zelter 1827: *„Ich sprach mir's aus: als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterbielte, wie sich's etwa in Gottes Busen kurz vor der Welterschöpfung, möchte zugetragen haben, so bewegte sich's auch in meinem Innern, und es war mir, als wenn ich weder Obren, am wenigsten Augen und weiter keine übrigen Sinne besäße noch brauchte.“*

und Handeln in einer großen Harmonie zu vereinigen. Auf dieser Trias basiert Albert Schweitzers Ethik, die in seiner „Ehrfurcht vor dem Leben“ Vollendung findet.

Schweitzer sah seinen eigentlichen Beruf darin, das Wesen der Kultur und der Ethik zu erforschen und danach zu handeln. Dabei war sein Bestreben, Ethik als ein Verhalten des Menschen zu jeder Form von Leben zu sehen. Schweitzer konstatierte daraus, dass wir Menschen dabei ein völlig neues Verhältnis zum Universum erlangen. Die Mystik ist für Schweitzer die tragende Erfahrung, um auf geheimnisvolle (μυστικός = geheimnisvoll) Weise die Verbundenheit des Lebens als Teilhabe am Urgrund des Seins zu erleben und zu erfahren. Trotz des mystischen Verständnisses der Ethik war Schweitzer auch Rationalist genug, um das mystische Erleben seiner Ehrfurchtsethik rational zu durchdringen. Dem genialen Ethiker Schweitzer gelang die Verbindung von Mystik und Ratio wie selten in der Geistesgeschichte.

Bei aller Vielseitigkeit Albert Schweitzers ist im Grunde zu bemerken, dass Schweitzers Denken und Handeln in der ethischen Kraft der Musik wurzelt. Insbesondere die ethische Kraft der Musik eines Johann Sebastian Bach war für Schweitzers Wirken ausschlaggebend. Ohne die Musik Johann Sebastian Bachs, so meine ich, hätte Albert Schweitzer seine Ethik mit der „Ehrfurcht vor dem Leben“ nicht formen und in tätiges Handeln umsetzen können. Die Humanität Schweitzers steht also in direkter Beziehung zur Musik Johann Sebastian Bachs.

Wie das? Um dies zu erhellen, sollte man den Blick auf Johann Sebastian Bach selber und sein geschichtliches, soziales und künstlerisches Umfeld werfen. John Eliot Gardiner schrieb neuerdings eine Biographie über Johann Sebastian Bach (Bach – Musik für die Himmelsburg, Carl Hanser Verlag). Gardiner versucht darin ein biografisches Bild Bachs über seine Musik zu gewinnen. In dieser Biographie wird Johann Sebastian Bach als ein Mensch mit großem Charisma geschildert, der willensstark und souverän ein großes Gerechtigkeitsempfinden an den Tag legte. Er war darüber hinaus widerständig, geradezu unerbittlich gegen Menschen, insbesondere gegen Menschen der damaligen Obrigkeit, die sich ungerecht verhielten und die der Musik als Offenbarung Gottes nicht ergeben waren.

Bach lebte im Zeitalter der Aufklärung. Seine Bildung war kosmopolitisch. Er war ein mehrsprachiger Mensch, hatte eine fundierte theologische und philosophische Bildung. Ein Blick auf die Inventarliste seiner Bibliothek gibt Zeugnis davon. Als Thomaskantor war Bach über Jahrzehnte Amtsträger einer der bedeutendsten Bildungseinrichtungen im deutschsprachigen Raum und als „*Director Musices Lipsiensis*“ hatte Bach eine exponierte Stellung in der Universitäts- und Messestadt Leipzig. Darüber hinaus war Bach im Jahre 1736 auf Vermittlung des russischen Gesandten Hermann Carl von Keyserlingk zum „*Kurfürstlich-sächsischen und königlich-polnischen Hofcompositeur*“ ernannt worden. In diesen Funktionen hatte Bach Kontakte zu wichtigen Persönlichkeiten des geistigen Lebens in Europa. Das Gesamtwerk von Johann Sebastian Bach ist immens. Allein das überlieferte Kantatenwerk umfasst fünf Jahrgänge. Im konfessionellen und politischen Spannungsgefüge des 18. Jahrhunderts lebte Bach. Sein Publikum hatte Bach sowohl in bürgerlichen wie in höfischen Kreisen. Mit Obrigkeiten, insbesondere mit kirchlichen, trug Bach viele und heftige Konflikte aus. Er forderte stets Gerechtigkeit und dass die Kunst, seine Kunst, geachtet wurde. Bach wusste um die Unbarmherzigkeit und Lieblosigkeit von Menschen. Um ihn herum fanden in Europa einige Kriege statt. Die Welt war, wie auch unsere, unfriedlich!

Also: Bach war kein weltabgewandter Künstler, vielmehr ein Mensch, der die Welt kannte. Das schlägt sich in seinen Kompositionen nieder. Da geht es um das Ringen um Erkenntnis und Wahrheit, auch darum, wie man ein glückliches und ethisch gutes Leben hat und, ganz im Sinne der Lehre Luthers, wie man vor Gott bestehen kann. Die christliche Ethik hat da besondere Bedeutung. Innerer und äußerer Friede waren für Bach außerordentlich wichtig.

Als Pädagoge fand Bach mit seiner Musik einen Weg, Menschen zu Gott zu führen, auch zu erziehen für das Erkennen der Harmonie als ein Mittel, die Gesellschaft der Menschen zu beglücken und zu befrieden. Die Musik seiner Kantaten, die textgebunden erscheint, zeigt viel vom Weltverständnis Johann Sebastian Bachs. Die schönste und kunstvollste Musik erklingt mitunter dort, wo es um Liebe und Barmherzigkeit, Harmonie, Glück und Friede geht.

In seinen Kantaten spricht Johann Sebastian Bach über den Intellekt hinaus vor allem die Gefühlsebene seiner Zuhörer an. Ganz klar und erkenntlich wird im Verbund von Text und Musik versucht, die ethische Gesinnung von Menschen zueinander zu verbessern. Exemplarisch sei dies hier mit der Vorstellung der Kantate *„Ihr, die ihr euch von Christo nennet“* (BWV 164) benannt. Diese Kantate wurde von Johann Sebastian Bach 1725 für den 13. Sonntag nach Trinitatis am 26. August 1725 komponiert. Wir haben es bei dieser Kantate mit einem kirchenmusikalischen Werk für Solostimmen (Sopran/Alt/Tenor/Bass), Streicher, zwei Traversflöten, zwei Oboen und Basso continuo (B. c.) zu tun. Jede der Soloarien ist ein Beispiel dafür, wie grandios und eindringlich Bach die Texte musikalisch-motivisch deutet. Die Aria Nr. 3 *„Nur durch Lieb und durch Erbarmen“* für zwei Traversflöten, Alt-Solo und B. c. sei hier angeführt. Schon ohne ein Textverständnis rührt einen die Musik in tiefster Seele an. Die ganze Arie durchzieht ein Seufzermotiv. Wer diese Musik verinnerlicht, wird zu Tränen gerührt sein. Nach dieser Musik wird man zu dem hingezogen, was Plato mit dem *„Schönen, Guten, Wahren“* meint. Man höre den Text dazu:

„Nur durch Lieb und durch Erbarmen/ werden wir Gott selber gleich./ samaritergleiche Herzen/ lassen fremden Schmerz sich schmerzen/ und sind an Erbarmung reich.“

Die Rezitative dieser Kantate sind Ermahnungen zu einer Achtsamkeit gegenüber dem Leid in der Welt. Es wird dazu aufgefordert, dem leidenden Nächsten voller Liebe und Barmherzigkeit zu begegnen. Im Rezitativ Nr. 4 wird Bach ganz deutlich, wo es heißt:

„Ach, schmelze doch durch deinen Liebesstrahl/ Des kalten Herzens Stahl,/ dass ich die wahre Christenliebe,/ mein Heiland, täglich übe,/ dass meines Nächsten Webe,/ er sei auch, wer er ist,/ Freund oder Feind, Heid oder Christ,/ mir als mein eignes Leid zu Herzen allzeit gebe!/ Mein Herz sei lieb-reich, sanft und mild,/ so wird in mir verklärt dein Ebenbild.“

In der aufführungstechnischen Ausführung fordert Bach neben der Solostimme (Tenor) eine für ein Rezitativ außerordentlich aufwändige Instrumentierung mit zwei Violinen, Viola und Generalbass mit Violoncello und Orgel. Dieses Rezitativ geht über die Norm eines Rezitativs weit hinaus. Melodisch, harmonisch, rhythmisch und von der Auswahl der Motive be-

tont Bach, sehr zu Herzen gehend, die moralische Forderung des Textes. Bach macht aus dem Rezitativ ein Arioso von unglaublich anrührender Schönheit. Jedes Wort erfährt auf allen kompositorischen Ebenen exzessiven Ausdruck.

So wie diese Kantate BWV 164 ist jede Kantate Bachs darauf ausgerichtet, eine ethische Kraft auf Menschen, die die Musik verinnerlicht haben, auszuüben. Die Kantaten Bachs, mit denen Albert Schweitzer schon von Jugend auf vertraut war, lassen verstehen, warum Schweitzer in Johann Sebastian Bach *„einen der größten Mystiker, die die Welt hervorgebracht hat“*, sieht.

Hier schließt sich ein Erkenntniskreis zur Ehrfurchtsmystik Schweitzers. Albert Schweitzer schreibt auch in seiner von seinem hochverehrten Lehrer Charles Marie Widor in Auftrag gegebene Biographie über Johann Sebastian Bach:

„Durch die Musik Bachs spricht ein Mystiker zu uns, der, seine Aufgaben in der Welt voll erfüllend, dennoch nicht mehr in dieser Welt steht, der zum Frieden gelangt ist, den Frieden in sich trägt, der ihn über diese Welt erhebt. Er steht im Einklang mit dem Unendlichen ...“

Der Schweitzer-Forscher Harald Schützeichel betont zum Bachverständnis Albert Schweitzers drei wesentliche Gesichtspunkte:

1. der Ästhetiker Bach ist Architekt und Vollender gotischer Kunst in der Musik.
2. Bach ist Musiker, Dichter und Maler.
3. Bach ist ein bedeutsamer Mystiker.

Man muss hören, wie Albert Schweitzer die Orgelwerke Bachs spielte. Dann versteht man das mystische Verständnis Schweitzers für die Musik Johann Sebastian Bachs. Albert Schweitzer hat über den Begriff der Mystik in seiner Schrift über die Mystik des Apostels Paulus (A. Schweitzer in: *„Die Mystik des Apostels Paulus“*, Tübingen 1981, S. 1) geschrieben:

„Mystik liegt überall da vor, wo ein Menschenwesen die Trennung zwischen irdisch und überirdisch, zeitlich und ewig als überwunden ansieht und sich selber, noch in dem Irdischen und Zeitlichen stehend, als zum Überirdischen und Ewigen eingegangen erlebt.“

Schweitzer erlebt also die geistige Dimension der Bachschen Musik in

einem Erleben geistiger Gemeinschaft mit dem Komponisten und Menschen Johann Sebastian Bach, die ihn zum Handeln antreibt. In diesem Sinne möchte Schweitzer „*seine Aufgabe erfüllen*“ und seinen in der Musik Johann Sebastian Bachs freudig empfundenen Frieden in die Welt bringen. Albert Schweitzers geistige Gemeinschaft mit Johann Sebastian Bach ist auch eine geistige Gemeinschaft mit Jesus, aus der heraus Lambarene und auch Schweitzers segensvolles Wirken für den Weltfrieden überhaupt möglich wurde. Seine Botschaften zu Humanität und Frieden im Kontext seines Engagements gegen den Atomkrieg in den Jahren 1957 bis 1965 sind Resultat eines Humanisten, der von der ethischen Kraft der Musik Johann Sebastian Bachs ergriffen war. Man höre in der h-moll-Messe Bachs das „*Dona nobis pacem*“.



Günsbach 1955

Literatur

- Platon: *Politeia III*, hrsg. von Otfried Höffe, 2015
- Albert Schweitzer: *Johann Sebastian Bach*, Breitkopf & Härtel 1947
- Albert Schweitzer: *Kultur und Ethik* Verlag C.H.Beck 1996
- Albert Schweitzer: *Die Ehrfurcht vor dem Leben*, Verlag C.H.Beck 2013
- Albert Schweitzer: *Die Mystik des Apostels Paulus*, Tübingen 1930
- Albert Schweitzer: *Die Weltanschauung der indischen Denker*, Verlag C.H.Beck 2016
- Peter Rinderle: *Musik, Emotionen und Ethik*, Verlag Karl Alber, 2011
- Stefan Hanheide: *Zur Beziehung von Musik und Ethik im Denken Albert Schweitzers*, *Evangelische Theologie*, 56.Jg., Heft 4/1996, S. 309–320
- H. Schmidt: *Philosophisches Wörterbuch*, Stuttgart 1991
- John Eliot Gardiner: *Bach – Musik für die Himmelsburg*, Carl Hanser Verlag, 2013
- Agostino Steffani: „Europäischer Komponist und hannoverscher Diplomat der Leibniz-Zeit“ unter: www.musikwissenschaft.bmtm-bannover.de/de/veranstaltungen/agostino-steffani/

MATHIAS SCHÜZ

Albert Schweitzer – Pionier einer biozentrischen Friedensethik.

Mit einer Laienpredigt über die Macht der Vergebung

Vorbemerkung

Als man mir als Vierjährigem zum ersten Mal einen Angler vorstellte, der gerade einen zappelnden Fisch vom Haken nahm und anschließend mit einem Messer aufschlitzte, war es, als ob es durch mich selbst fuhr. Noch wochenlang bereitete mir das Bild der Tötung dieses Lebewesens körperliches Unbehagen. Auch später fühlte ich beim Anblick von Gewalt gegenüber Menschen und anderen Lebensformen den Schmerz mit. Dieses Gefühl der Allverbundenheit mit allem Leben war für mich eine diffuse Selbstverständlichkeit, die sich aber im friedlosen Verhalten meiner Mitmenschen oft nicht widerspiegelte.

Erst in späteren Jahren entdeckte ich in östlichen Weisheitslehren, dass ich mit meinem Empfinden nicht alleine stehe. Die Philosophie des Westens, soweit ich sie damals überblickte, schien diese Erfahrung der Allverbundenheit zu ignorieren. Die Entdeckung der Ethik Albert Schweitzers während meines Studiums war dann für mich die Offenbarung. Sie zog aus der Einsicht in die Einheit alles Lebendigen die Konsequenz der Ehrfurcht vor dem Leben, scheute aber auch nicht die Schwierigkeiten bei der Umsetzung im Alltag beim Namen zu nennen und Lösungen vorzuschlagen. Seit mehr als vierzig Jahren versuche ich seine Ethik weiterzudenken, etwa mit Erkenntnissen der Quantenphysik zu untermauern (*M. Schüz 1986, 2013*), angesichts der Gentechnik zu bewähren (*M. Schüz 2005*) und in der Wirtschaft zur Anwendung zu bringen (*M. Schüz 1990*). In meinem kürzlich er-

schienen Lehrbuch zur „Angewandten Unternehmensethik“ habe ich die Frage nach dem Fundament der Ethik und ihren verschiedenen Ansätzen noch einmal systematisch durchdacht und auch hier die Ethik Albert Schweitzers als grundlegend eingeordnet (M. Schütz 2017, S. 277–281). Er erweist sich dabei als biozentrischer Friedensethiker.

Seine Vision eines friedvollen Auskommens miteinander würde beispielsweise in der Wirtschaft einem Konkurrenzdenken im Sinne von gegenseitigem Bekämpfen und egoistischem Abspenstigmachen von Vorteilen eine Absage erteilen. Stattdessen würde er Konkurrenz im ursprünglichen Sinne des Wortes begreifen als ein teilendes Zusammenlaufen aller Beteiligten ansehen. Er hat sich zum Ziel gesetzt, die Menschheit in den Dienst des ganzen Universums zu stellen – als Beschützer und Förderer aller Lebensformen. Wenn dieses Experiment nicht gelingt, droht Untergang zumindest der Spezies Mensch. Damit wäre dann zumindest aus theologischer Sicht vielleicht deren ursprüngliche Mission gescheitert, nämlich zur Vergeistigung des Universums und damit zum vollkommenen Frieden beizutragen.

Wie Schweitzer vor allem in seinem umfangreichen Nachlasswerk, das er in den 1940er Jahren während des Zweiten Weltkriegs verfasst hat, immer wieder betont, ist die Liebe im Geiste Jesu Christi die höchste Form der Ethik, die letztlich im unendlichen Verzeihen ihren Niederschlag findet (Schweitzer 2000, S. 136ff). Diesen Zusammenhang habe ich in einer Laienpredigt, die ich am ersten Sonntag im Neujahr 2018 gehalten habe, näher ausgeführt und in einer praktischen Übung für jeden handhabbar zu machen versucht. Die Resonanz, die die Predigt wie die Übung bei den Kirchenbesuchern ausgelöst hat, ermutigt mich, sie nun auch in diesem Beitrag einem größeren Kreis zugänglich zu machen.

Zuvor möchte ich noch einige Grundbegriffe und Probleme der Ethik klären, mit denen sich schon Schweitzer immer wieder „herumgeschlagen“ hat. Für ihn war ethisches Handeln kein Spaziergang in einem „Park mit planvoll angelegten und gut unterhaltenen Wegen“, sondern eher eine Pionierleistung, in der sich jeder „seinen Pfad [in der Wildnis] suchen und bahnen muss“ (Schweitzer 2000, S. 154).

Grundbegriffe und –probleme der Ethik

Für Albert Schweitzer ist alles in der Welt Ausdruck des Willens zum Leben. So sehr dieser alle Lebensformen eint, so sehr entzweit er sie auch. Denn der Lebenswille, der allen Lebensformen gemeinsam ist, sorgt zugleich für Selbstbehauptung gegenüber den anderen. So ist das „Geschehen“ in der Natur vom Kampf ums Dasein bestimmt, aber zugleich auch von Kooperation, Sympathie und Fürsorge.

Der Wille zum Leben

Der Mensch kann nun zu diesen beiden Kräften der Anziehung und Abstoßung (vgl. Schweitzer, 2000, S. 419f) Stellung beziehen. Er kann absichtsvoll seinen Willen zum Leben als Wille zur Macht ausbauen. So könnte er etwa unter Einsatz von „Verstellung, Lug, Trug und Unlauterkeit“ oder aus Hass, Rachsucht oder Neid auf Kosten anderer für sich und seine Angehörigen ein Maximum an materieller Lebensqualität herausholen. Er kann aber auch in vollkommener Hingabe alle anderen Lebensformen soweit wie möglich erhalten und fördern. Unter Einsatz von „Wahrhaftigkeit, Lauterkeit, Innerlichkeit, Friedfertigkeit“ wird er dabei auch sich selbst vervollkommen. Er hat also die Wahl, den Willen zum Leben durch egoistischen Machterhalt „verkommen“ zu lassen bis er andere und sich selbst zerstört oder aber „in hellster Flamme“ zum Leuchten zu bringen, so dass möglichst viele davon partizipieren. (Vgl. Schweitzer, 1999, S. 233f)

Er hat also die Freiheit zwischen einem Willen zu wählen, der nur sich selbst will, und einem, der auch alle anderen Lebensformen will. Der Wille, der nur sich selbst will, ist Wille zur Macht, der sich von allen anderen hass- oder neidvoll abgrenzt oder sie als Mittel zur Steigerung seiner eigenen Lebensqualität missbraucht. Er führt zu einem „Krieg aller gegen alle“, wie ihn schon Thomas Hobbes in seinem Leviathan beschrieb. Der Wille, der auch alle anderen in ihrem Sosein will, ist Wille zur höchsten Form der Macht, die wir kennen, nämlich die Macht der allumfassenden Liebe. Er trägt zu einem Reich des Friedens bei, wie es bereits im Alten Testament¹ verheißen wurde. Während der erstere auf Dauer seine eigenen Lebensgrundlagen zerstört, überwindet der zweite alles Trennende und trägt

so zum Erhalt des Ganzen bei. (Vgl. M. Schüz 2017, S. 312f)

Wer die Alternative konsequent durchdenkt, muss notwendigerweise zu dem Schluss kommen, dass der zerstörerische Wille langfristig nicht überlebensfähig ist. Denn er grenzt sich von allen anderen Lebensformen ab, die umgekehrt auch für sein eigenes Überleben notwendig sind. Der Wille zur allumfassenden Liebe hingegen führt zu einem Lebensvollzug, in dem alle zum Glück aller Beteiligten beitragen.

Zum Frieden kann also jeder einzelne beitragen, der in der Lage ist, die vorherrschende „Selbstentzweiung in der Natur“ dadurch zu versöhnen, indem er seinen eigenen inneren Willen zum Leben mit Anderen altruistisch verbindet. Anstatt egoistisch oder angstvoll seine innere Natur blind auszuleben, gilt es, sich geistig mit allen Lebensformen zu solidarisieren und sie im eigenen Tun nicht nur zu schonen, sondern möglichst sogar aktiv zu fördern. Unser Beitrag zum Frieden fängt also primär bei uns selber an, indem wir unsere innere Friedlosigkeit in Solidarität mit allen anderen Lebensformen verwandeln. Jede Bemühung in diese Richtung kann jedoch bei der konkreten Umsetzung scheitern.

Risiko des Scheiterns

Für Albert Schweitzer bewegt sich Ethik zwischen den beiden Brennpunkten des Willens „der Selbsterhaltung (Egoismus)“ und des Willens „der helfenden Hingabe (Altruismus)“ (Schweitzer 2000, S. 156; vgl. 1999, S. 247).

Wie auch alle anderen Lebensformen ist der Mensch gezwungen, zur Erhaltung seiner selbst sich tagtäglich auf Kosten anderen Lebens zu behaupten, indem er beispielsweise zur Nahrung Pflanzen oder Tiere töten muss. Aber er versucht mit Hilfe seiner Kulturleistungen nicht nur sein eigenes Leben zu erhalten und zu fördern, sondern immer auch das Leben anderer, mit denen er sich verbunden fühlt. (vgl. Schweitzer 1999, S. 233) Durch tiefes Nachdenken erweitert er seine Verbundenheit von den Angehörigen über Freunde, Landsleute, Menschheit, Tiere und Pflanzen schließlich auf alle Lebensformen. Er erweitert also seine Ethik „von Angesicht zu Angesicht“ (face-to-face) auf alle Menschen (anthropozentrische Ethik), schließlich auf alles Leben (biozentrische Ethik).

Obwohl Schweitzer in der allumfassenden Hingabe an andere Lebens-

formen die höchste Ausdrucksform des menschlichen Geistes sieht, kann sie durchaus scheitern. Indem wir unser Selbst auf andere Lebensformen erweitern („Selbsterweiterung“) entsteht die paradoxe Situation, dass wir uns dabei selbst verlieren können. Es kann aber auch genau das Gegenteil geschehen: durch die altruistische Hingabe an anderes Leben können wir uns gerade dadurch selbst vervollkommen, indem wir in der Tiefe unseres Bewusstseins unsere Allverbundenheit mit dem Sein erkennen, und damit auch in allen anderen Lebensformen einen Teil unserer selbst, für den es entsprechend zu sorgen gilt.

Bei neutraler Betrachtung verfolgt Schweitzer zufolge das Sein im Ganzen „kein Ziel“ (Schweitzer 1999, S. 238). Das ökologische Gleichgewicht, das menschliches Leben auf dem Planeten Erde ermöglicht, ist sehr fragil. Es kann jederzeit zusammenbrechen.

„Das Aussterben der ganzen Menschheit liegt kaum minder im Bereich des Möglichen als das von Tier- und Menschenrassen, das bereits Tatsache geworden oder im Gange ist.“ (Schweitzer 1999, S. 236)

Schweitzers Pessimismus über den möglichen Untergang der Menschheit ist durchaus auch Ausdruck dessen, was er während zweier Weltkriege erlebt hatte. Dabei war in einem Fall sein Spital keineswegs von Kampfhandlungen verschont geblieben. Im Nachlass notierte er, wie im Oktober 1940 Rebellen die Hauptstadt Gabuns einnahmen und die Regierung stürzten, aber auch Lambarene nicht verschonten. Bomben fielen auf die Stadt und „viele verirrte Geschosse“ schlugen im Spital ein. In Folge dessen galt es zahlreiche Flüchtlinge zu versorgen. (Schweitzer 2000, S. 160)

Angesichts dieser selbstzerstörerischen Kräfte konnte Schweitzer nichts in der Welt erkennen, was uns die Existenz der Menschheit im Sein als erwünscht beweisen würde. Wie können wir dann sicher sein, dass die von Schweitzer geforderte ethische Kultur einer unethischen vorzuziehen ist? Der Vorzug der Ethik ist nur durch tiefes Denken zu erschließen. Denn es liegt in unserem eigenen Interesse zu erkennen, dass Selbsterhalt langfristig nur durch Mit- und Gesamterhalt gesichert ist (vgl. M. Schüz 1999, S. 76–81). Wer seine Mitmenschen ständig über den Tisch zieht, drangsaliert oder sonst wie unterdrückt, muss mit ihrer Gegenwehr rechnen, wie die Geschichte immer wieder gezeigt hat. Und die Zerstörer unseres fragilen Ökosystems

profitieren nur kurzfristig vom Raubbau der natürlichen Ressourcen. Auch sie müssen langfristig unter den lebensfeindlichen Auswirkungen eines zerstörten Planeten leiden.

Prinzip des Ethischen

Um den selbstzerstörerischen Kräften in uns Einhalt zu gebieten, warnt Schweitzer davor, sich mit Halbheiten zufrieden zu geben. Die meisten Ethiker stellen Kataloge von Pflichten und Tugenden auf und mahnen deren Einhaltung bzw. Verwirklichung an. Sie reduzieren dabei häufig die Reichweite der Ethik, etwa nur den Menschen unter ihren Schutz zu stellen (Anthropozentrismus). So ignorieren sie z. B. mit den Menschenrechten die Rechte von Tieren und Pflanzen. Oder sie reduzieren den ethischen Charakter auf bestimmte Tugenden wie Maßhalten, Ehrlichkeit und Klugheit, ohne eine Vision einer höchstmöglichen Entfaltung zu vermitteln. Dies wird dann den Menschen kaum motivieren, über seine Schwächen hinaus sein individuelles Höchstmaß an ethischer Persönlichkeit zur Entfaltung zu bringen.

Deshalb fordert Schweitzer die „Grenzenlosigkeit der Ethik“ wie auch der Verantwortung jedes einzelnen:

„Unmöglich daher, bei der Auffassung der Ethik als einer Vielheit von für sich begründbaren und gegeneinander abwägbaren Geboten, Pflichten und Tugenden stehenzubleiben. Die Erkenntnis zwingt sich uns auf, dass alles Ethische auf ein einziges Grundprinzip des Ethischen, das der höchsten Erhaltung von Leben, zurückgeht. Höchste Erhaltung des eigenen Lebens im Vollkommenwerden; höchste Erhaltung von anderem Leben in mitempfindender und helfender Hingabe an es.“ (Schweitzer 1999, S. 247)

Ethische Verantwortung

Albert Schweitzer weist immer wieder auf die „erschreckend unbegrenzte“, „ins grenzenlose erweiterte Verantwortung [des Menschen] gegen alles, was lebt“ hin (Schweitzer 1974, S. 379). Er gesteht aber zugleich ein, dass ein Mensch es dabei „mit einer unübersehbaren und verwirrenden Vielheit von Verpflichtungen und Verantwortungen zu tun hat, denen er mit allerbestem Willen nur teilweise genügen kann. Die Ethik gebietet ohne Rücksicht auf die Durchführbarkeit.“ (Schweitzer 2000, S. 137)

Im konkreten Handeln zeigen sich die Schwierigkeiten. Ein Schmied stellt mit seiner Handwerkskunst ein Schwert her, um es einem Auftraggeber zu verkaufen. Dies sichert ihm sein Einkommen, mit dem er überleben kann. Der Käufer mag das Schwert als hervorragend loben. Das erste Opfer, das in einer kriegerischen Auseinandersetzung daran stirbt, wird es verdammen. So zieht die Herstellung eines jeden Produkts gewünschte und unerwünschte Folgen nach sich, die je nach Wertvorstellungen der Betroffenen mal als gut gelobt oder als böse verdammt werden. Auch vermeintlich ethisches Handeln, das wir gemeinhin als gut bezeichnen, ist nicht aus jeder Perspektive gut, wie Schweitzer selbst immer wieder an verschiedenen Beispielen aufweist. So sei die Vermittlung einer Stelle an einen Arbeitssuchenden sicher lobenswert, für einen anderen jedoch, der die Position noch nötiger gehabt hätte, tadelnswert.

„Soundso oft kann unser ethisches Handeln nur in einem willkürlichen und kurzsichtigen, wenn auch noch so gut gemeinten Eingreifen in das um uns her stattfindende Geschehen bestehen.“ (Schweitzer 2000, S. 138)

Wie solche Schwierigkeiten zustande kommen, kann mit einer näheren Bestimmung des Verantwortungsbegriffs erhellt werden. Georg Picht hat wohl als erster den Begriff der Verantwortung als eine dreistellige Relation verstanden: Ein Subjekt ist verantwortlich für die Konsequenzen seines Handelns und hat sich vor Instanzen zu verantworten (vgl. Picht 1969, S. 319). Instanzen, die nach den Konsequenzen des Handelns fragen, können Auftraggeber, aber auch direkt oder indirekt Betroffene sein. Die einen sehen in den Konsequenzen einen Nutzen, die anderen einen Schaden. Sie werden also das Handeln unterschiedlich beurteilen.

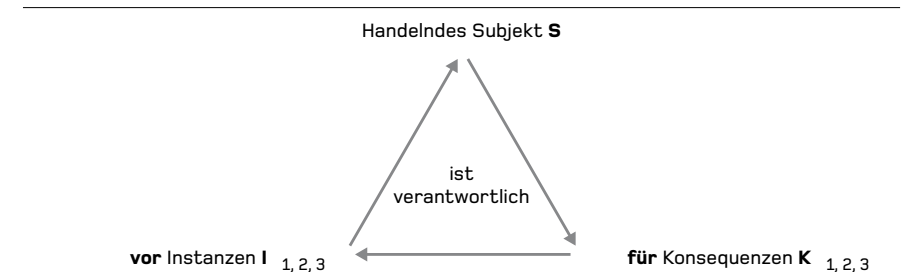


Abb. 1: Struktur des verantwortlichen Handelns

Quelle: Autor (vgl. M. Schüz 2017, S. 44)

Wenn die Ethik nun vom „guten Auskommen miteinander“ (M. Schüz 2017, S. 87) handelt, so gilt es zur Wahrnehmung ethischer Verantwortung dreierlei Fragestellungen zu beantworten:

1. Wie will ich mein Handeln gestalten, um mit den Konsequenzen insgesamt den größtmöglichen Nutzen und geringstmöglichen Schaden für alle Betroffenen zu stiften?
2. Welche Pflichten und Regeln soll ich als Instanz beachten, damit mein Handeln als gut anerkannt wird?
3. Über welches Können müsste ich als Handelnder verfügen, um am besten ethische Ergebnisse zu erzielen?

Die erste Frage beantwortet die sogenannte Nützlichkeitsethik (utilitaristische Ethik), die zweite die sogenannte Pflichtenethik (deontologische Ethik), die dritte die sogenannte Tugendethik (aretologische Ethik).

Interessanterweise beleuchtet Schweitzer alle drei Ethikformen in ihren jeweiligen Möglichkeiten und Grenzen, ja weist sogar die häufig ausgeübte Kritik gegen den ersten Ethikansatz mit aller Entschiedenheit zurück: „*Dieses dumme Gerede gegen die Nützlichkeitsethik!*“ (Schweitzer 1999, S. 248)

„*Alle Ethik ist Nützlichkeitsethik, denn sie will etwas erreichen. Ist Dienen! Höchste Erhaltung von Leben: dienen.*“ (ebd., S. 464)

Als höchste Pflicht kann man in Schweitzers Ethik seinen Imperativ „*Habe Ehrfurcht vor dem Leben*“ annehmen. Und als höchste Tugend gilt ihm sicherlich die „*Selbstvervollkommnung*“, die letztlich in der christlichen Nächstenliebe ihren Ursprung hat und im grenzenlosen Verzeihen ihren Niederschlag findet. Wichtig dabei ist auch die Selbstvergebung, denn Schweitzer ist sich wohl bewusst, dass keiner von uns frei von Schuld ist, als dass er nicht auch sich selbst vergeben müsste. Wie wir in der Predigt unten noch sehen werden, ist ihm sogar das Verzeihen selber noch suspekt, da der Verzeihende ja sich immer über den zu Verzeihenden stellt, wofür er keinerlei Anlass sieht. So gesehen wird hier die tiefenpsychologische Einsicht mit berücksichtigt, dass wir uns hüten sollten jemanden als gut oder böse abzustempeln, da wir unter Umständen unsere eigenen Schatten auf den anderen projizieren. Eine „*Tiefenethik*“ (M. Schüz 2017, S. 295, 305f) müsste genau diese Zusammenhänge berücksichtigen. Eine systematische Übersicht der Schweitzerschen Ethik vermittelt folgende Grafik:

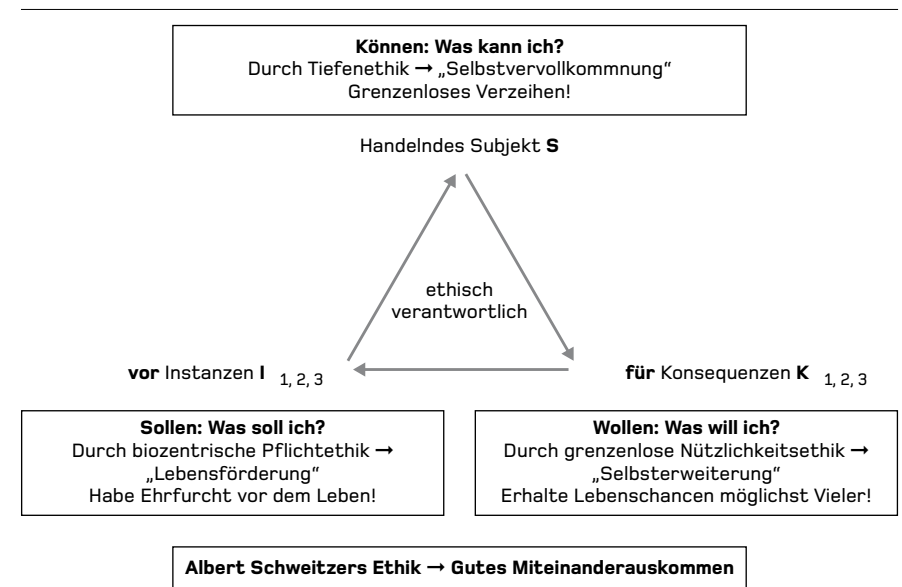


Abb. 2: Systematik der Ethik Schweitzers Quelle: Autor in Anlehnung an M. Schüz (2017, S. 319)

Fassen wir zusammen. Aufgabe der Ethik ist, die Macht des Menschen über andere Lebensformen weitgehend zu begrenzen, diese stattdessen in Ehrfurcht und Liebe zu erhalten und fördern. Nur so lässt sich die Friedlosigkeit in der Welt überwinden. Dies gelingt jedoch nur, wenn wir die ungeheure Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit bewusst machen und im täglichen Handeln entweder durch Vergebung, aber auch Sühneleistung bewältigen. Wenn ich schon Lebensformen zerstören muss, um mich zu erhalten, so soll ich es an anderer Stelle mindestens im gleichen Maße wieder fördern. So wird wenigstens das Gleichgewicht zwischen Nehmen und Geben gewahrt, noch besser jedoch sollte mehr gegeben als genommen werden.

In der nun folgenden Laienpredigt soll die biblische Vision einer friedlichen Welt auf den Prüfstand gestellt und ihre konkrete Umsetzung genauer beleuchtet werden. Diese findet, wie so oft, in einer Botschaft Albert Schweitzers eine meisterliche Zusammenfassung.

Laienpredigt über die Macht der Vergebung

Die folgende Predigt wurde am 7. Januar 2018 in der schweizerisch-reformierten Kirchgemeinde Gachnang im Thurgau gehalten.

Ich habe für den ersten Sonntag im Jahr 2018 folgenden Bibeltext gemäß Perikopenordnung ausgewählt, er stammt aus dem Alten Testament aus Jes. 2, die Verse 2 + 4:

„2 In fernen Tagen wird der Berg des Hauses des HERRN fest gegründet sein, der höchste Gipfel der Berge, und erhoben über die Hügel. Und alle Nationen werden zu ihm strömen. ...

4 Und er wird für Recht sorgen zwischen den Nationen und vielen Völkern Recht sprechen. Dann werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen schmieden und ihre Speere zu Winzermessern. Keine Nation wird gegen eine andere das Schwert erheben, und das Kriegsbandwerk werden sie nicht mehr lernen.“

Liebe Gemeinde,

wenn wir uns das Weltgeschehen der letzten zweieinhalbtausend Jahre anschauen, so müssen wir eingestehen, dass die Verheißung unseres Textes sich alles andere als erfüllt hat. Das Kriegshandwerk feiert nach hoffnungsfrohen Abrüstungsversuchen der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wieder Hochkonjunktur. Die Großmächte rüsten auf wie schon lange nicht mehr. Der US-Präsident droht Nord-Korea mit totaler Vernichtung – unter dem Hinweis, sein Atomknopf sei um vieles mächtiger als der seines Kontrahenten. Stellvertreterkriege im Nahen Osten haben auch im vergangenen Jahr keinen Frieden gebracht. Jede Waffenruhe wird mit Unterdrückung und Rache an den Besiegten erkaufte. Wir sind weit davon entfernt, dass Schwerter zu Pflugscharen und Speere zu Winzermessern geschmiedet werden. Wir sind auch weit davon entfernt, dass alle Nationen friedlich miteinander vereint sind. Es gilt nach wie vor das Recht des Stärkeren über die Schwächeren. Arme werden immer ärmer, Reiche immer reicher. Wo soll das Haus des Herrn, das Jesaja uns verheißt hat, je gewesen sein? War die Prophezeiung des kommenden Friedensreiches eine Illusion, eine Chimäre?

Immerhin hat Jesajas Vision auch 2.500 Jahre später durchaus noch Menschen inspiriert. So steht vor dem Gebäude der Vereinten Nationen in New York die Skulptur eines heroischen Menschen, der ein Schwert mit einem Hammer zu einem Pflug umarbeitet. Sie wurde 1959 ausgerechnet von der atheistischen Sowjetunion gestiftet.

Und 1983 hat in der DDR ein Pfarrer in Wittenberg tatsächlich selbst ein Schwert zu einer Pflugschar umgeschmiedet, um gegen das Wettrüsten der Weltmächte zu protestieren. Dies war der Auftakt für eine Friedensbewegung in Ost und West. Landauf und landab rief sie dazu auf, „*Schwerter zu Pflugscharen*“ zu verarbeiten. So hat das biblische Motto durchaus zum Fall der Mauer beigetragen, zum nachhaltigen Frieden zwischen den Völkern jedoch nicht.

Formuliert daher unser Text bloß eine politische Utopie, einen Ort Nirgendwo, der niemals entstehen wird? Oder verheißt er noch etwas ganz anderes? Wir Christen sehen nämlich in Jesajas Prophezeiungen einen Hin-

weis auf das Kommen Jesu Christi. Dieser gilt zwar als Verkünder des Friedensreiches Gottes. Allerdings wissen wir auch, dass Jesus niemals von einem politischen Friedensreich gesprochen hat. So war er sicherlich weder ein Sozialrevolutionär noch ein Sozialethiker, der politische Institutionen anprangern und dann bessern wollte.

Stattdessen richtet sich seine Botschaft an jeden einzelnen. Für ihn kommt das Reich Gottes, wie es im Lukasevangelium heißt, „*nicht mit äußerlichen Gebärden*“, sondern liegt „*inwendig in euch*“ (Lk 17: 20–21).

Was heißt das aber nun konkret? Jesus möchte, dass wir in unserem eigenen Innern „*Schwerter zu Pflugscharen*“ umwandeln, d. h. bei uns selbst damit anfangen, friedfertiger zu werden, anstatt die bösen Übeltäter immer draußen im Anderen zu sehen.

Jesus warnt uns davor, unsere Mitmenschen zu Sündenböcken zu machen, indem wir die „*Splitter in ihren Augen*“ anprangern, und den „*Balken im eigenen Auge*“ ignorieren. (Mat. 7:3) Indem wir das Böse immer im Anderen suchen und bei uns selbst übersehen, sieht Jesus die eigentliche Wurzel aller Friedlosigkeit und schließlich auch aller kriegesischen Auseinandersetzungen.

Unser Alltag bietet dafür täglich Anschauungsmaterial, wenn wir uns beispielsweise im Straßenverkehr wieder einmal über das idiotische Fahrverhalten der anderen beschweren. Wir regen uns auf, wenn jemand uns auf der Autobahn bedrängt, lassen ihn vorbei und jagen nun unsererseits hinter ihm her. Wie viele Unfälle wurden durch solche Ressentiments verursacht. Wie viele Ehen zerbrechen, ja enden in gewaltsamen Übergriffen bis hin zur Steinigung, weil wir uns in Rechthaberei dem Anderen moralisch überlegen fühlen. Selbstgerechtigkeit am Arbeitsplatz ist der ideale Ausgangspunkt, die Kollegen für ihr schlechtes Verhalten anzuschwärzen und sich selbst als perfekten Mitarbeiter darzustellen. Wenn schon unser Alltag von solchen Friedlosigkeiten beherrscht wird, wie sollen wir dann hoffen, dass sie zwischen ganzen Nationen zu überwinden wäre?

Jesus hatte bereits vor 2000 Jahren die Wurzel aller Friedlosigkeit in einem typischen Verhaltensmuster der meisten Menschen erkannt. Dieses Verhalten wird in heutiger Zeit von der Tiefenpsychologie als Projektion bezeichnet. Wir schreiben dabei Anderen Eigenschaften zu, die wir selbst

besitzen. Wir sehen im Anderen Hass, den wir selbst haben. Wir sehen in ihm Aggressionen, die wir durch unser eigenes aggressives Verhalten ausgelöst haben. Wir prangern den anderen als Lügner an, obwohl wir selbst voller Lüge sind. Schlimmstenfalls verdammen wir unsere Mitmenschen als Aggressoren, Hexen, Terroristen, Weltverschwörer oder gar Teufel. Wir ignorieren dabei das Böse in uns selbst. Wir halten uns selbst für Vertreter des Guten und leiten daraus das Recht ab, das Böse im Anderen mit allen Mitteln bekämpfen zu dürfen.

Jesus hatte diese Art von Sündenbockpsychologie durchschaut. Er kannte aber nicht nur die Diagnose, sondern auch die Therapie. Der Teufelskreis von gegenseitigen Schuldzuweisungen und Aggressionen kann durchbrochen werden. Es gibt allerdings nur einen Weg, wie man die selbstgerechten Kriege zwischen einzelnen Menschen, Gruppen und Völkern beenden kann: Es ist der Weg der Liebe, die in der Vergebung ihren höchsten Ausdruck findet. Denn der Liebende erkennt im Anderen nicht länger den Feind, sondern einen Teil von sich selbst. Der Liebende erkennt, dass er im vermeintlich Bösen des Anderen auch das Böse in sich selbst bekämpft hat. Dass er mit dem Annehmen des Anderen, auch sich selbst mit all seinen Stärken und Schwächen annimmt. Dass er mit der Vergebung der Schuld des Anderen auch seine eigene Schuld vergibt. Dass er mit der Vergebung das gleiche Gute und damit auch den gleichen göttlichen Funken im Anderen anerkennt wie in sich selbst.

Liebe Gemeinde, ich sehe darin den tieferen Sinn von Jesu dreifachem Liebesgebot: „*Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben – von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte – und deinen Nächsten wie dich selbst.*“ (Luk 10:27) Denn wir können den Anderen und uns selbst nur dann wirklich lieben, wenn wir uns mit Gott in Liebe verbinden. Dazu müssen wir aber unseren inneren Panzer aus Schuldzuweisungen und Sühneforderungen gegenüber unseren Mitmenschen ablegen, also voll und ganz vergeben. Erst dann kann uns die unendliche Liebe Gottes erreichen, die uns als verlorene Kinder wieder in sein Haus aufnimmt – ungeachtet aller Schuld, die wir auf uns geladen haben.

Jesus selbst hat uns vielfach gezeigt, wie weit solche Vergebung gehen soll. Hat er nicht selbst noch am Kreuz für seine Folterer bei Gott, seinem

Vater, um Vergebung gebeten? Hat er damit nicht auch gezeigt, wie Vergebung geleistet werden soll? Wir sollen nämlich nicht aus der Position des Stärkeren von oben herab vergeben. Nicht einmal Jesus hat dies getan. Auch er hat seinen Vater gebeten, seinen Peinigern zu vergeben. Echte Vergebung geschieht aus der unendlichen Liebe Gottes. Unser Anteil an der Vergebung kann nur auf Augenhöhe geschehen, indem wir in uns selbst, gleichsam aus neutraler Perspektive, die gleichen Schwächen erkennen wie im Anderen. Erst dann können wir Schuldzuweisungen loslassen, ohne Sühneleistungen zu erwarten. Denn die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „vergeben“, bedeutet eigentlich „voll und ganz geben“, also „verschenken“. Wir sollen also unsere Erwartung auf Ausgleich der Schuld verschenken.

Jesus sagt ganz klar: Wir sollen weder richten (*Mat. 7:1*) noch Steine auf die Schuldigen werfen (*Job. 8,7*). Denn ebenso gut könnten wir uns selbst richten oder steinigen. Kein geringerer als Albert Schweitzer hat – ganz in der Nachfolge Jesu – diese Zusammenhänge von Schuld und Vergebung einmal auf grandiose Weise formuliert:

„Alle Nachsicht und alles Verzeihen ist ... eine durch Wahrhaftigkeit gegen sich selbst erzwungene Tat. Ich muss grenzenloses Verzeihen üben, weil ich im Nichtverzeihen unwahrhaftig gegen mich selbst würde. ... Weil mein Leben so vielfach mit Lüge befleckt ist, muss ich Lüge, die gegen mich begangen wird, verzeihen; weil ich selber so vielfach lieblos, gebässig, verleumderisch, hinterlistig, hoffärtig bin, muss ich alle gegen mich gerichtete Lieblosigkeit, Gebässigkeit, Verleumdung, Hinterlist und Hoffart verzeihen. Lautlos und unauffällig muss ich verzeihen. Ich verzeihe überhaupt nicht, ich lasse es schon gar nicht zum Richten kommen. Auch dies ist keine Verstiegenheit, sondern eine notwendige Erweiterung und Verfeinerung gewöhnlicher Ethik. Den Kampf gegen das Böse, das in dem Menschen ist, haben wir nicht mit Richten anderer, sondern nur in dem Richten unserer selbst zu führen.“ (Schweitzer, 1974, S. 384f)²

Wir alle kennen die spektakulären Erfolge, die Mahatma Gandhi, Nelson Mandela oder Martin Luther King mit gewaltloser Vergebung erreichen konnten. Weniger bekannt ist, dass es auf Hawaii ein uraltes Aussöhnungs- und Vergebungsritual gibt. Die Hawaiianer glauben, dass Unglück, Misserfolg und Krankheit oftmals durch Unrecht und Verstöße gegen Tabus entsteht. Mit Hilfe des sogenannten Ho’oponopono-Rituals treffen

sich noch heute ganze Familien und bitten gegenseitig um Verzeihung für ihr Fehlverhalten. Sie sind der Auffassung, dass durch die Vergebung der eigenen Fehler wie der der Anderen sogar körperliche wie geistige Krankheiten geheilt oder wenigstens gelindert werden könnten. Denn durch das Reinigungsritual würden negative Emotionen wie Angst, Ärger, Trauer, Neid und Eifersucht aufgelöst.

Wie dem auch sei, der Vergebende entledigt sich zumindest einer Last, die nicht nur andere, sondern auch ihn selbst belastet: den Groll über das vermeintlich erlittene Unrecht oder die Schuldgefühle, die einen nicht loslassen. Dass Vergebung demnach eine Befreiung darstellt, dem Anderen oder auch sich selbst nichts mehr im wahrsten Sinne des Wortes nach-tragen zu müssen, liegt auf der Hand. So gesehen ist der heilende Effekt der Vergebung durchaus nachvollziehbar.

Dass Vergebung auch zwischen verfeindeten Gruppen zu einem friedlichen Miteinander führen kann, zeigt in Ruanda die Bewältigung des Genozids der Hutus gegenüber den Tutsis. Da ist z. B. Emmanuele, der im Blut- rauch die rechte Hand von Alice mit einer Machete abhackte, nachdem er vor ihren Augen ihre zwei Kinder getötet hatte. Jahre später traf er Alice wieder und bat sie um Vergebung. Alice konnte sich nach einem inneren Kampf dazu durchringen. Heute sind sie befreundet und arbeiten in der gleichen Organisation, die sich für ein neues Ruanda einsetzt und dabei im Namen Jesu Christi Vergebung nicht nur lehrt, sondern auch vorlebt.

Liebe Gemeinde, vielleicht verstehen wir nun besser, weshalb uns Jesajas Prophezeiung in unserem heutigen Bibeltext zunächst enttäuschen mag. Denn in der äußeren Welt scheint nichts von dem angekündigten Friedensreich wahr geworden zu sein. Wenn wir jedoch die Prophezeiung auf unser Innenleben anwenden, dann können wir schon hier und jetzt etwas von dem verheißenen Frieden erfahren. Dazu müssen wir allerdings dem Kompass der Vergebung im Kleinen wie im Großen konsequent folgen.

Übung zum Vergebenkönnen

Liebe Gemeinde, als einen möglichen Schritt dahin möchte ich mit Euch eine kleine Übung teilen, die mir immer wieder hilft, Vergebung besser praktizieren zu können. Sie beruht darauf, erst einmal zu lernen, sich selbst zu beobachten, und zwar neutral, d. h. ohne zu bewerten. Diese Übung praktiziere ich auch mit meinen Studenten, die lernen, ihren beruflichen Alltag ethischer zu gestalten, d. h. unter anderem auch lernen, ihre Affekte und Begierden besser zu kontrollieren. Das ist Ziel der sogenannten Tugendethik. Es geht dabei darum, wie man sich besser selbst managen kann. Dabei stellt sich die Frage: Wer managt da wen oder was?

Zunächst: Was können wir an uns beobachten? Wir können unseren Körper beobachten, unseren Atem, unsere Gedanken und unsere Gefühle. Indem wir sie beobachten, distanzieren wir uns von ihnen und finden – wie im Auge eines Hurrikans – vollkommene Ruhe. Vielleicht ist dort der Ort, wo wir uns mit unserem göttlichen Funken, mit unserem höheren Selbst verbinden, und aus dieser Position heraus auch leichter uns und Anderen vergeben können.

Bitte setzt Euch nun bequem hin und schließt Eure Augen. Beobachte Deinen Körper, ob noch irgendwelche Muskeln angespannt sind. Sobald Du solche Spannungen wahrnimmst, beobachte sie aus der Sicht eines neutralen Beobachters. Normalerweise verschwindet dann die Anspannung oder gar der Schmerz. Um noch leichter entspannen zu können, lasse Dein ganzes Körpergewicht auf die Bank fallen. Genieße die Schwere und die innere Entspannung, die da dadurch entsteht.

Beobachte nun Deinen Atem, der mit jedem Atemzug deine Innenwelt mit der Außenwelt verbindet. Jeder Atemzug nimmt Energie auf und energetisiert jede Zelle Deines Körpers und gibt alle nicht mehr benötigten Stoffe wieder an die Umwelt ab. Der Atem bedeutet auf lateinisch „spiritus“. Spiritualität bedeutet also, dass wir unsere innere mit der äußeren Welt verbinden, dass wir uns in das größere Ganze einfügen. Wir erfreuen uns am Ein- und Ausströmen des Atems. Noch besser kannst Du Dich auf Deinen Atem konzentrieren, indem Du auf das sanfte Geräusch achtest, das das Ein- und Ausatmen in Deiner Nase erzeugt. Empfinde die innere

Ruhe und Gelassenheit, die mit jedem Atemzug verstärkt wird.

Als nächstes beobachte Deine Gedanken. Welche Gedanken tauchen jetzt oder im nächsten Moment auf, wenn Du auf sie achtest? Egal welche auftauchen, beobachte sie wie Wolken am blauen Himmel eines Spätsommernachmittags und lasse sie vorüberziehen, ohne sie zu bewerten. Spüre die Ruhe des neutralen Beobachters Deiner Gedanken ...

Im vierten Schritt beobachte nun Deine Gefühle. Wie fühlst Du Dich hier und jetzt auf diesem Platz, mit diesen Nachbarn? Egal welche Gefühle auftauchen, beobachte sie wie Wolken am Himmel und lasse sie vorüberziehen, ohne sie zu bewerten. Genieße die Ruhe des neutralen Beobachters Deiner Gefühle. ...

In dieser Situation stelle Dir nun vor, wie Du in Deiner Vergangenheit schuldig geworden bist. Schaue Dir die Situation genau an, als Du jemanden verletzt oder enttäuscht hast, weshalb Dich Schuldgefühle plagen. Stelle Dir diese von Dir geschädigte Person vor und bitte sie um Vergebung und lasse diese Vergebung für Dich zu. Lasse den Ballast Deiner Schuldgefühle einfach los. Übergebe sie in Gottes Hand, dessen Liebe unendlich und allumfassend ist, mit dem Wissen und Glauben, dass er Dir ursprünglich schon immer vergeben hat.

Im letzten Schritt stelle Dir eine Person oder Situation vor, durch die Du zutiefst verletzt wurdest. Stelle sie Dir genau vor, wie sie Dir Schmerzen und Leid zugeführt, das Ressentiment, den Hass, die Ängste, die sie bei Dir ausgelöst hat. Lasse alle Gefühle der Sühne, Vergeltung oder Rache los. Vergib dieser Person oder der Situation und gib sie der allvergebenden Liebe Gottes anheim. Denn wir sind in der Liebe Gottes all-eins. In ihm gibt es weder Schuld noch Sühne. Seine Liebe heilt alle Wunden in uns und im Anderem, der uns so viel Schmerzliches zugefügt hat. Gottes Liebe hat ihren Ursprung jenseits der dualen Welt mit ihrer Trennung von Gut und Böse. Wir müssen uns nur für seine vergebende Liebe öffnen. Dann finden wir uns auch in seinem Reich des Friedens wieder.

Amen!

Literaturverzeichnis

- Jung, Carl Gustav (1992): „Psychotherapie und Seelsorge“ (Vortrag von 1932), in: *Gesammelte Werke*, Bd. XI, Olten: Walter, (6. Aufl.).
 - Schüz, Mathias (1986): *Die Einheit des Wirklichen*. Carl Friedrich v. Weizsäcker Denkweg. Pfullingen: Neske.
 - Schüz, Mathias (1990): „Ehrfurcht vor dem Leben in der industriellen Welt“, in: *Albert Schweitzer heute* (hrsg. v. C. Günzler et al.), Tübingen, S. 125–153.
 - Schüz, Mathias (1999): *Werte – Risiko – Verantwortung. Dimensionen des Value Mangaments*. München: Gerling Akademie Verlag.
 - Schüz, Mathias (2005): „Unternehmerische Risiken der Gentechnologie im Spiegel der Ethik Albert Schweitzers“, in: *Leben nach Maß – Zwischen Machbarkeit und Unantastbarkeit* (hrsg. v. Gottfried Schüz). Frankfurt a. M.: Peter Lang, S. 75–92.
 - Schüz, Mathias (2013): „Albert Schweitzer und Carl Friedrich v. Weizsäcker“, in: *Albert Schweitzer Rundbrief* 105, S. 48–54; erstmals: *Rundbrief* Nr. 61, Mai 1986, S. 45–50.
 - Schüz, Mathias (2017): *Angewandte Unternehmensethik. Grundlagen für Studium und Praxis*. Hallbergmoos: Pearson Studium.
 - Schweitzer, Albert (1974): *Kultur und Ethik* (1923), in: *Gesammelte Werke*, Bd. 2. München: Beck, S. 95–420.
 - Schweitzer, Albert (1999): *Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben – Kulturphilosophie III, Erster und Zweiter Teil*, in: *Werke aus dem Nachlass* (Texte von 1931–37). München: Beck.
 - Schweitzer, Albert (2000): *Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben – Kulturphilosophie III, Dritter und Viertes Teil*, in: *Werke aus dem Nachlass* (Texte von 1939–51). München: Beck.
-
- 1) So z.B. bei Jes. 2, 2+4. Über diese Textstelle handeln auch die Ausführungen in der weiter unten abgedruckten Laienpredigt.
 - 2) Zu diesem Zitat Albert Schweitzers drängt sich ein Vergleich mit Carl Gustav Jungs religionspsychologischen Reflexionen auf, in denen er Überlegungen zum Sich-selbst-Annehmen-Können als Voraussetzung für ethisch geläutertes Handeln anstellt: „Das Sich-selbst-Annehmen [ist] der Inbegriff des moralischen Problems und der Kern einer ganzen Weltanschauung. Dass ich den Bettler bewirte, dass ich dem Beleidiger vergebe, dass ich den Feind sogar liebe im Namen Christi, ist unzweifelhaft hohe Tugend. Was ich dem Geringsten unter meinen Brüdern tue, das habe ich Christus getan. Wenn ich nun aber entdecken sollte, dass der Geringste von allen, der Ärmste aller Bettler, der Frechste aller Beleidiger, ja der Feind selbst in mir ist, ja dass ich selber des Almosens meiner Güte bedarf, dass ich mir selber der zu liebende Feind bin, was dann? Dann dreht sich in der Regel die ganze christliche Wahrheit um, dann gibt es keine Liebe und Geduld mehr, dann sagen wir zum Bruder in uns „racha“ [aramäischer Ausdruck der Verachtung, vgl. Mat. 5, 22], dann verurteilen wir und wüten gegen uns selbst. Nach außen verbergen wir es, wir leugnen es ab, diesem Geringsten in uns je begegnet zu sein, und sollte Gott selber es sein, der in solch verächtlicher Gestalt an uns herantritt, so hätten wir ihn tausendmal verleugnet, noch ebe der Hahn gekräht hätte.“ (Jung, 1992, S. 348)

Vor 100 Jahren



Zwischen Obstbäumen in Günsbach 1955

Albert Schweitzer im Jahr 1918

Seit Ende November 1917 ist das Ehepaar Schweitzer im Internierungslager Garaison in den französischen Pyrenäen, wo Albert als einziger Arzt im Lager schon bald nach der Ankunft die Genehmigung der Behörden erhalten hat, ärztlich tätig zu sein, in seiner Freizeit an der Kulturphilosophie arbeitet und „auf Tisch und Fußboden“ fiktiv die Orgel spielt.

Die äußeren Bedingungen sind alles andere als angenehm, denn es ist auch in Südfrankreich ein sehr kalter Winter. Bei Temperaturen unter -10°C ist der Fluss Garonne teilweise zugefroren, und der Vater in Günsbach sorgt sich um Sohn und Schwiegertochter. Doch über seinen Pariser Bruder Auguste, der einen langen Brief aus Garaison erhalten hat, bekommt er Anfang Februar positive Nachrichten. Beide seien bei guter Gesundheit und erholten sich gut von ihrem anstrengenden Aufenthalt in Lambarene. Es fehle ihnen an nichts, und was sie benötigen, lasse er ihnen zukommen.

Auguste ist nicht der einzige, der die beiden aus der Ferne unterstützt. Annie Fischer, Schwester des Ruhrindustriellen Hugo Stinnes und Witwe eines früh verstorbenen Straßburger Professors für Chirurgie, schon seit langem Freundin und Unterstützerin von Schweitzers Werk in Lambarene, lässt 1.500 Francs auf einer Basler Bank deponieren, das Ehepaar Bresslau schickt die gleiche Summe.

Die Korrespondenz ist sehr mühselig, und Louis Schweitzer vermutet sicher nicht zu Unrecht, dass Briefe an ihn zurückgehalten werden. So erhält er erst am 22. Februar eine am 9. Dezember abgesandte Postkarte von Albert, in der dieser ihm mitteilt, es gehe ihm gut und er und Helene verfügten über ein gemeinsames Zimmer. Am 1. März trifft eine Karte vom 23. Dezember in Günsbach ein, die präzisiert, dass ihr Zimmer geheizt sei. So kann Helene am 3. März ihren Geschwistern Luise und Ernst mitteilen:

„Albert ist fleißig – ich auch, aber meine Tätigkeit erhebt sich im Allgemeinen wenig über Geschirrwaschen, Zimmer aufräumen & Flickern, also erwartet nicht allzuviel Interessantes von mir, wenn wir uns – in hoffentlich nicht all-

zuweiter Ferne wiedersehen werden“.

Problemlos ist dagegen die Kommunikation Schweitzers mit dem Direktor der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft, Jean Bianquis. Folglich nutzt Schweitzer diesen Kanal, um Nachrichten an die Familie oder Freunde wie Charles Marie Widor zu senden, Grüße an die Missionare in Lambarene zu übermitteln und um Neuigkeiten von dort zu bitten. Briefe könne er erhalten so viel er wolle, teilt er Bianquis mit, nur die Möglichkeit zu antworten, sei begrenzt.

Bianquis ist auch einer der ersten, der über eine bevorstehende Verlegung in ein anderes Lager informiert wird. Schon am 20. Februar schreibt ihm Schweitzer, die Verlegung in ein anderes Heim (im französischen Text: pension) sei prinzipiell beschlossen und fährt fort:

„In dem Heim, in das ich mich begeben muss, gibt es schon mehrere Ärzte. Ich werde deshalb kaum behandeln müssen und werde mich ausruhen und meine philosophische Arbeit beenden können“.

Ende März werden Albert und Helene in ein Lager in Saint-Rémy-de-Provence verlegt, das speziell für Elsässer eingerichtet worden ist. Onkel Auguste in Paris erfährt es schnell über die Missionsgesellschaft, Louis Schweitzer erst am 7. Juni durch den Günsbacher Lehrer und Organisten Iltis, dessen Sohn ebenfalls dort interniert ist. Auch andere Bekannte treffen die Schweitzers dort, die ihnen nach Aussage Helenes „einen rührenden Empfang bereiten“.

Im Vergleich zu Garaison sind die Lebensbedingungen in Saint-Rémy deutlich schlechter. Die Vorstellung von einem angenehmeren Klima in der Provence deckt sich zunächst nicht mit der Realität, denn der April wartet mit Regen und Kälte auf. Man behandle sie aber gut, schreibt Albert an Bianquis, und wenn es gelänge, sich zu wärmen, werde das Leben erträglich sein. Letztlich leidet aber die Gesundheit der beiden stärker als in den Pyrenäen. Helene ist sehr schwach und zudem schwanger, verbringt die meiste Zeit in einem Liegestuhl, Albert hat wiederholt Fieberanfälle. Dennoch kümmert er sich auch hier als Arzt um die Lagerinsassen und übt fleißig das Orgelspiel. So schreibt er an seine Schwester Adele:

„Sage dem alten Münch, dass kein Tag vergeht, wo ich nicht an ihn denke, dass ich mich sehr freue, ihn wiederzusehen und dass ich meine Fingertechnik

wunderbar erhalte, indem ich auf der Tischplatte Orgel übe, damit ich für die Aufführung der Kantaten, die wir geben werden, auf der Höhe bin. (...) Manchmal kann ich etwas auf einem alten Harmonium spielen (wenn ich die Messe in der Kapelle des Lagers begleite, das in einem alten Kloster untergebracht ist), und ich stelle fest, dass ich eber Fortschritte gemacht als verloren babe. Ich hätte nie gedacht, das man auf einem Tisch so gut Orgel üben könnte“.

Am 12. Juli erhalten Albert und Helene die lange erwartete Nachricht, dass sie im Rahmen eines Internierten austauschs zusammen mit anderen Elsässern freigelassen werden und über die Schweiz und Deutschland ins Elsass zurückkehren können. Am 15. Juli werden sie in Konstanz von Helenes Eltern abgeholt. Während Helene sofort die Erlaubnis erhält, mit den Eltern nach Straßburg zu fahren, muss Albert mit den anderen Ausgetauschten noch einen Tag in Konstanz verbringen, um die notwendigen Formalitäten zu erledigen. Am 18. Juli trifft er in Straßburg ein, wo ihn der Vater nach fünf Jahren und vier Monaten endlich in die Arme schließen kann.

Da im Raum Günsbach immer noch Kampfhandlungen stattfinden, ist es nicht einfach, eine Reisegenehmigung dorthin zu erhalten. Und so dauert es bis zum 8. August, bis Albert und Helene in Günsbach eintreffen. Da die Bahn nur bis Colmar fährt, legen sie die letzten fünfzehn Kilometer zu Fuß zurück. In seinen Erinnerungen notiert Schweitzer seine Eindrücke:

„Das also war das friedliche Tal, von dem ich am Karfreitag 1913 Abschied genommen hatte! Dumpf dröbnten Kanonenschüsse von den Bergen. Auf den Straßen wandelte man zwischen mit Stroh belegten Drahtgittern wie zwischen hohen Mauern einher. Sie sollten den feindlichen Batterien auf dem Kamm der Vogesen den im Tale stattfindenden Verkehr verbergen. Überall ausgemauerte Stellungen für Maschinengewehre! Zerschossene Häuser! Berge, die ich als bewaldet in Erinnerung hatte, standen kahl da. Nur einige Stämme hier und da hatte das Granatfeuer übriggelassen. In den Dörfern war der Befehl angeschlagen, dass jedermann stets die Gasmasken mit sich tragen musste.

Günsbach, der letzte bewohnte Ort vor den Schützengräben, verdankte es den Bergen, zwischen denen es versteckt lag, dass es von der Artillerie auf dem Vogesenkamm nicht schon längst vernichtet worden war. Inmitten der vielen Soldaten und zwischen zerschossenen Häusern gingen die Bewohner ihrer Be-

schäftigung nach, als gäbe es keinen Krieg. Dass sie das Obmt von den Wiesen nicht am Tage, sondern nur nachts beifahren durften, war ihnen so selbstverständlich geworden, wie dass sie beim Alarm in den Keller sollten und jeden Augenblick den Befehl erhalten konnten, das Dorf, eines drohenden feindlichen Angriffs wegen, unter Zurücklassung ihrer Habe alsbald zu verlassen. Mein Vater war gegen alle Gefahren so gleichgültig geworden, dass er bei Beschießungen, statt mit den andern den Keller aufzusuchen, in seinem Studierzimmer verblieb. Dass es eine Zeit gegeben hatte, wo er das Pfarrhaus nicht mit Offizieren und Soldaten geteilt hatte, konnte er sich nicht mehr vorstellen.“

Der erste Gang am Nachmittag nach der Ankunft gilt dem Grab der Mutter. Und am 16. August besucht er mit Frau, Vater und Schwester Marguerite Verwandte des Vaters in seinem Geburtsort Kayserberg.

Am Sonntag, dem 18. August, organisieren die Einwohner Günsbachs ein Fest zu Ehren von Louis Schweitzer, der an diesem Tag vor 43 Jahren in der Gemeinde angekommen war. Fast sieben Jahre nach der letzten Predigt in seinem Heimatdorf steht Albert vor der Gemeinde und spricht zu ihr über Psalm 34,9: *„Schmeckt und sehet, wie freundlich der Herr ist.“*

Eine Woche später hält er einen Vortrag über die Mission und seine Erfahrungen in Lambarene. Dabei wird er sicherlich auch an die gewaltigen Schulden gedacht haben, die er bei der Pariser Missionsgesellschaft hat und gerne zurückzahlen möchte. Doch noch hat er keinen Zugriff auf sein altes Konto im Elsass.

Erfreulich ist in dieser Situation, dass sich plötzlich eine berufliche Perspektive auftut: vom 15. September an soll er dank der Hilfe des Straßburger Bürgermeisters Schwander eine Stelle als Assistenzarzt an der Klinik für Hautkrankheiten des Bürgerspitals erhalten. Und wohnen können er und Helene vorübergehend bei Annie Fischer am Thomasstad 15, nur einen Steinwurf vom Stift entfernt, in dem er zuerst als Student, dann als Dozent und Direktor gewohnt hatte.

Gesundheitlich sind Albert und Helene immer noch sehr mitgenommen. An eine Straßburger Bekannte schreibt er am 27. August:

„Unsere Gesundheit hat zwar durch den überlangen Tropenaufenthalt und die nachfolgende Internierung gelitten, aber ich hoffe, nicht dauernd. Zur Zeit sind wir noch so müde, dass mir sogar Briefschreiben eine Anstrengung ist,

weshalb ich mich auf kurze Blättchen beschränke, wo ich gerne lange erzählen und fragen möchte“.

Doch dann verschlechtert sich Alberts Gesundheitszustand dramatisch schnell. Er hat hohes Fieber und macht sich mit Helene und seiner Nichte Suzanne zu Fuß auf den Weg nach Colmar. Nach sechs Kilometern kann er nicht mehr weiter und verbringt die Nacht mit Helene in Walbach. Am nächsten Tag wird er mit einem Fuhrwerk nach Colmar gebracht, wo der Arzt einen Darmabszess feststellt. Auf einer Trage trägt man ihn zum Zug nach Straßburg, wo er am 1. September von Professor Stoltz operiert wird. Helene und Annie Fischer wachen an seiner Seite. Die Operation ist gut verlaufen, doch Albert erholt sich nur langsam. Erst Mitte des Monats kann er zum ersten Mal wieder eigenhändig an seinen Vater schreiben.

Im Münstertal herrscht immer noch Krieg. Dennoch kommt Albert Mitte Oktober zu einem eintägigen Kurzbesuch nach Günsbach, wo er vor einem zahlreich erschienenen Publikum, darunter viele Soldaten, einen Vortrag über Medizin und Mission hält.

In Straßburg ist er nun nicht nur wieder als Arzt tätig, er hat auch erneut seine alte Stelle als Vikar in St. Nicolai eingenommen, da die beiden bisherigen Pfarrer wegen antideutscher oder nicht ausreichender französischer Gesinnung ihre Stelle aufgeben mussten. Am 13. Oktober predigt er zum ersten Mal nach seiner Rückkehr aus Afrika vor seiner alten und neuen Gemeinde. Motto ist die Bibelstelle aus den Philipper-Briefen 4,7:

„Der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu!“

Brisant ist vor allem die mutige Predigt vom 24. November – drei Tage nach dem Einzug der französischen Armee in Straßburg – *„zum Gedächtnis unserer Toten“*. Die versöhnlichen Worte Schweitzers gelten als eindrucksvolles Beispiel von Zivilcourage in einem von Hass und Rachsucht erfüllten Elsass, in der die evangelisch-lutherische Kirche sogar ihre Pfarrer anweist, den Ausgang des Krieges als Gottesurteil zugunsten der Franzosen darzustellen. Dagegen sagt Schweitzer:

„Was sollen wir den Toten noch geloben? Dass ihr Tod nicht nutzlos gewesen. Sie haben sich dahingegeben in allen Ländern, um jeder sein Volk vor den Gräueln des Krieges zu bewahren und ihm die Freiheit zu erhalten. Und je-

des Volk muss seinen Toten dafür danken. In den Ländern, denen der Sieg beschieden war, wird die Bedeutung ihres Todes in dem Jubel, der über die Gräber dahinbraust, ausgesprochen. In denen, die unterlagen, gedenkt man ihrer schmerzbewegt. Äußere Umstände entschieden bei den einen, dass der Tod den Sieg besiegelte, bei den anderen, dass er ohne Erfolg war. Aber das ist nicht das letzte an der Bedeutung ihres Todes. Jetzt, wo wir auf den Krieg als etwas Vollendetes zurückblicken, stehen die, die geopfert wurden, als eine Schar, in der es keine Unterschiede von Rasse und Nation mehr gibt, als Menschen, die in Leid und Schmerz geeint sind, vor uns und fordern etwas von uns.“

Dass nicht alle – auch in der Familie Schweitzer – diese Meinung teilen, zeigt ein Brief von Onkel Auguste aus Paris an seinen Bruder Louis, der an die von den Deutschen verübten Grausamkeiten in Nordfrankreich und in Belgien erinnert und sagt, dass er nie wieder *„einem dieser Germanen oder jemandem, der Nachsicht oder Sympathie für sie empfindet“*, die Hand reichen kann. Das sei die Meinung der gesamten Familie in Paris.

Zwei Wochen vor der Predigt hat Schweitzer auf der Durchreise ins südliche Elsass in Günsbach Station gemacht. Am Morgen danach brach er mit einem von einem Pferd gezogenen zweirädrigen Wagen auf. Kurz vor Thann rutschte das Gespann auf Straßenbahnschienen aus und das Pferd stürzte. Beim Versuch, über das sich aufbäumende Pferd zu springen, fiel Albert zu Boden und brach sich den rechten Oberarm. Nachdem der Arzt einen provisorischen Verband angelegt hat, fuhr Albert zurück nach Straßburg und hielt schon am nächsten Tag die Morgenpredigt zum 2. Advent.

Offensichtlich gilt der Theologe Schweitzer noch etwas im Elsass. Denn als nach dem Waffenstillstand die Universität Straßburg unter französischer Leitung wiedereröffnet wird, bietet ihm der Dekan der protestantischen Fakultät Paul Lobstein die Wiederaufnahme seiner Lehrtätigkeit an, und Schweitzer willigt ein. Sogleich bittet er seinen Vater in Günsbach, ihm vom Bürgermeister einen schriftlichen Nachweis über seine elsässische Herkunft zu besorgen. Das Vorhaben scheitert schließlich an der Tatsache, dass Schweitzer mit einer Deutschen verheiratet ist, und wohl auch an seiner Predigt vom 24. November, die zur Versöhnung aufruft, anstatt den Sieg Frankreichs über Deutschland zu feiern.

Schlimmeres muss in den letzten Wochen des Jahres Helene durchste-

hen. Ohnehin von schwacher Gesundheit, sieht sie im Alter von fast vierzig Jahren der Geburt ihres Kindes entgegen. Zugleich muss sie erleben, dass ihr Vater Harry Bresslau am 1. Dezember die Anweisung erhält, Straßburg am nächsten Tag zu verlassen. Begleitet von seiner Frau Carry überquert er am 2. Dezember unter Hohn und Spott der Bevölkerung mit schwerem Gepäck die Rheinbrücke, wobei er sich eine Zerrung im Arm zuzieht und die andere Rheinseite nur mühsam mit Hilfe zweier französischer Soldaten erreicht.

Für Albert wird diese Brücke in den kommenden Jahren große Bedeutung erlangen, da er sie oft überquert, um im Rucksack Lebensmittel für aus Straßburg ausgewiesene Freunde über die Grenze nach Deutschland zu bringen.

An Weihnachten sind alle Kinder um Vater Louis Schweitzer versammelt. Dann fährt Albert zurück nach Straßburg, wo er am 29. Dezember die Nachmittagspredigt über das Thema „*Seid dankbar in allen Dingen*“ (I Thess. 5,18) hält, wobei Kennern von Schweitzers Lebensgeschichte die Anklänge an seine eigenen materiellen Sorgen nicht verborgen bleiben.

Vor allem das Wissen um die Schulden bei der Pariser Missionsgesellschaft und die Möglichkeit sie zurückzuzahlen, hat ihn das ganze Jahr hindurch beschäftigt. So fragt er in einem Brief an Bianquis besorgt an, ob die Summe, die er vor der Abreise dem Leiter der Missionsstation in Andende überreicht hatte, auch in Paris verbucht worden sei. Und als sich eine mögliche Rückkehr ins Elsass am Horizont abzeichnet, verspricht er eine Rückzahlung über ein Konto in der Schweiz, auf dem offensichtlich noch Spendengelder vorhanden sind.

Nach Beendigung des Krieges ist Schweitzer wie alle alteingesessenen Elsässer französischer Staatsbürger geworden und hofft deshalb auf einen schnellen Geldumtausch seines Bankguthabens in französische Währung. Dann könnte er um den 15. Dezember herum Geld an die Missionsgesellschaft schicken.

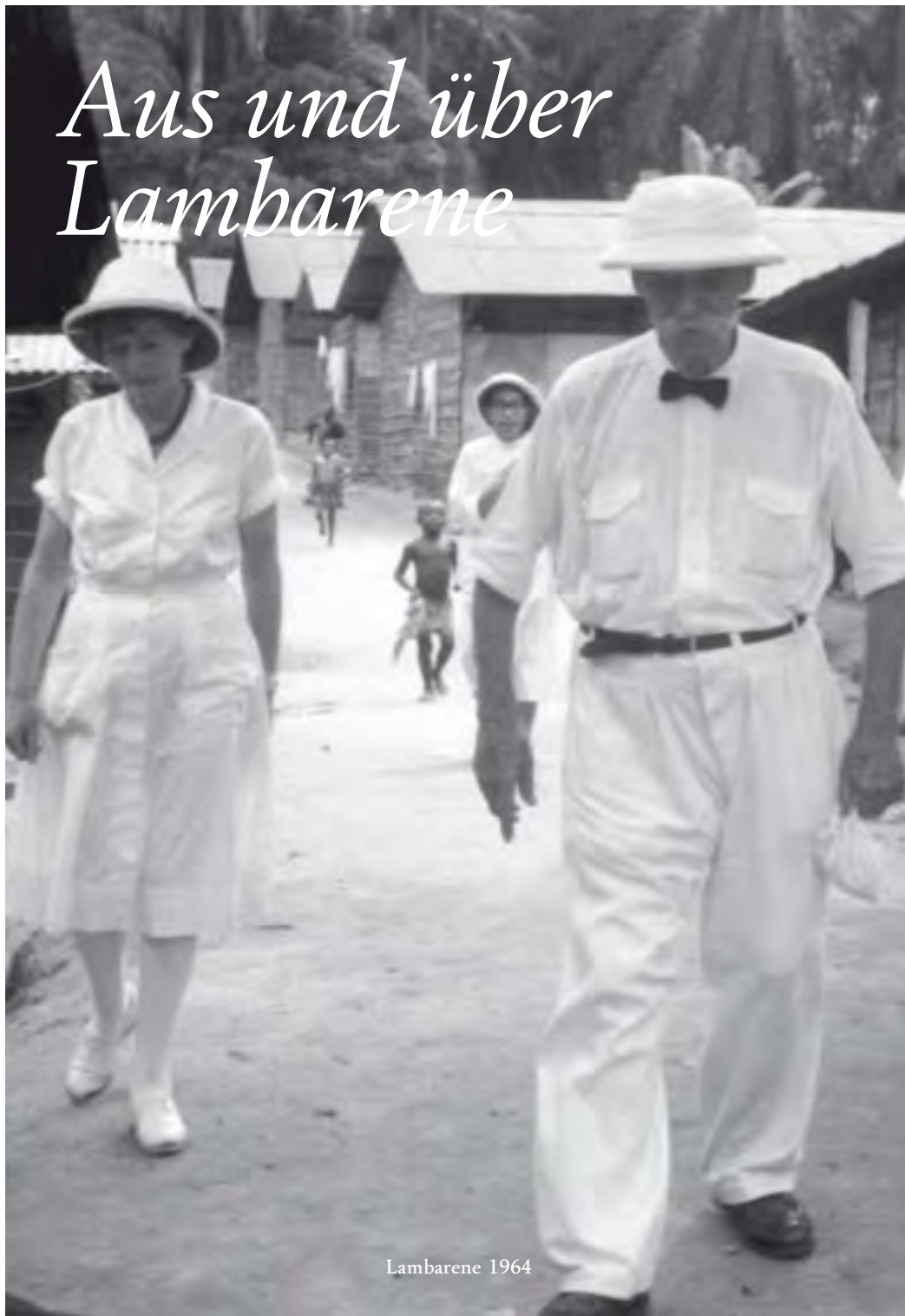
Und schließlich macht er sich auch Sorgen um das in Andende zurückgebliebene und von der Kolonialverwaltung unter Zwangsverwaltung gestellte Material, das sich unter der Obhut von Missionar Félix Faure, Leiter der Missionsstation in Andende, befindet.

Obwohl er Anfang Dezember noch an den Folgen des Bruchs im Schultergelenk leidet, schreibt er in diesem Sinne in krakeliger Schrift an Bianquis und bittet ihn, die notwendigen Schritte zu unternehmen, um die Zwangsverwaltung aufzuheben, oder ihm mitzuteilen, was er dafür tun kann.

Quellen:

- Albert Schweitzer: *Aus meinem Leben und Denken*
- Albert Schweitzer: *Leben, Werk und Denken 1905–1965 mitgeteilt in seinen Briefen*
- Albert Schweitzer: *Predigten 1898–1948*
- Albert Schweitzer: *Theologischer und philosophischer Briefwechsel 1900–1965*
- Briefwechsel zwischen Schweitzer und der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft
- *Journal de Louis Schweitzer. Gunsbach 1914–1919*
- Suzanne Oswald: *Mein Onkel Bery*
- Verena Mühlstein: *Helene Schweitzer Bresslau. Ein Leben für Lambarene*
- *Le Protestantisme en Alsace*

Aus und über Lambarene



Lambarene 1964

ROLAND WOLF

Sitzungen der Internationalen Stiftung für das Albert-Schweitzer- Spital (FISL) vom 26. und 28. Februar 2018 in Libreville

Die wegen der vermeintlichen Parlamentswahlen im April auf Anfang März vorgezogene Sitzung des Stiftungsrats fand in einer ganz besonderen Atmosphäre statt. Denn seit Mitte Januar wurde das Spital von den Mitarbeitern bestreikt, und im Februar wurde sogar die historische Zone mit Museum und Speisesaal geschlossen, so dass auch Besucher, die zum Teil von weiter anreisten, vor verschlossenen Türen standen.

Um sich mit der dadurch entstandenen Situation auseinanderzusetzen, hielt die Stiftung zunächst eine außerordentliche Sitzung am 26. Februar in Libreville ab, die sich mit den Gründen des Streiks befassen und die reguläre Sitzung am 1. März in Lambarene vorbereiten sollte. Nachdem klar wurde, dass die historische Zone mit den Unterkünften auch für die Stiftungsratsmitglieder nicht geöffnet würde, wurde die in Lambarene geplante Ratssitzung kurzerhand nach Libreville verlegt und auf den 28. Februar vorgezogen.

Auslöser für den Streik war die berechtigte Forderung der Spitalangestellten gewesen, dass die Spitalstiftung die auf rund 4,2 Millionen Euro angewachsenen Schulden bei der Sozialversicherungskasse CNSS begleichen sollte, damit die aus dem Berufsleben ausscheidenden Mitarbeiter in den Genuss ihrer Rente kommen konnten. Angesichts der chronischen Unterfinanzierung des Spitals waren die Beiträge seit vielen Jahren nicht abgeführt worden, um wenigstens die Löhne in voller Höhe auszahlen zu

können, worauf die Angestellten zurecht immer bestanden hatten.

Damit verbanden die Streikenden eine aus ihrer Sicht nicht verhandelbare Forderung nach sofortiger Entlassung des französischen Interims-Chefarztes Dr. Arnaud Flamen, der für ein angeblich schlechtes Betriebsklima und Personalabbau verantwortlich gemacht wurde und dem man „kolonialistisches Verhalten“ vorwarf. Die Vorwürfe erwiesen sich bei näherer Betrachtung als unbegründet, doch beschloss der Stiftungsrat vor allem auf Drängen der Gabuner, Dr. Flamen als Chefarzt abzusetzen und ihn wieder seine ursprüngliche Funktion als medizinischer Berater des Spitaldirektors wahrnehmen zu lassen.

Für die gewaltigen finanziellen Probleme der Stiftung und des Spitals – außer bei der Sozialversicherungskasse gab es noch Steuerschulden beim Staat und Schulden bei Firmen – glaubte man zunächst die Lösung in einer sogenannten öffentlich-privaten Partnerschaft, also einer vertraglich geregelten Zusammenarbeit zwischen dem Staat und der Spitalstiftung gefunden zu haben. Auf der Habenseite könnte die Stiftung dafür einen nicht genutzten Teil des 110 Hektar großen Grundbesitzes einbringen.

In diesem Zusammenhang erscheint es unausweichlich, dass die Statuten der FISL den neuen Gegebenheiten angepasst werden müssen. Generell lässt sich dazu aus europäischer Sicht sagen, dass der Staat Gabun in Zukunft die völlige Verantwortung für die Bezahlung der Spitalmitarbeiter und die finanzielle Sicherung des Betriebs übernehmen muss. Die europäischen Hilfsvereine können ihre Unterstützung dann auf die kurzzeitige Entsendung von kompetentem Personal und die Finanzierung von notwendigen medizinischen oder technischen Projekten beschränken.

Weiterhin bedarf es einer Umstrukturierung des Spitals mit einer Anpassung der Mitarbeiterzahl an die neu zu definierenden Schwerpunkte in Abstimmung mit dem ebenfalls in Lambarene existierenden staatlichen Regionalkrankenhaus. Diese Aufgabe zusammen mit der Lösung des Schuldenproblems soll die Spitalleitung in einer zunächst bis 31. Dezember befristeten Übergangsperiode in Angriff nehmen.

Damit sie diese Aufgabe erfüllen kann, benötigt sie allerdings eine ausreichende finanzielle Ausstattung für den laufenden Betrieb, vor allem für die Bezahlung der Löhne einschließlich der Entrichtung von Sozialabgaben

und Steuern. Angesichts der wirtschaftlichen Lage des Staates Gabun ist eine Erhöhung der gabunischen Subvention zumindest fraglich.

So waren es gemischte Gefühle, mit denen die europäischen Stiftungsratsmitglieder die Sitzungen verließen. Einige reisten angesichts der vorgezogenen Beratungen und der Unmöglichkeit, nach Lambarene zu fahren, sofort ab, andere, wie Ratspräsident Daniel Stoffel, blieben zu weiteren Unterredungen noch in Libreville. Und so kam es zu einem Treffen einiger FISL-Mitglieder im Finanzministerium mit dessen neuem Vertreter im Stiftungsrat, das überraschende Aussagen aus dem Mund des Generalsekretärs erbrachte.

Danach will der Staat Gabun das Albert-Schweitzer-Spital als eine originelle und in vielen Bereichen beispielhafte Einrichtung und auch wichtigen Bestandteil des öffentlichen Gesundheitssystems unbedingt erhalten. Eine auch nur teilweise Veräußerung des Grundstücks komme nicht in Frage. Gleichzeitig werde anerkannt, dass die aktuelle Unterstützung durch den Staat unzureichend sei und dafür schnelle Lösungen gesucht werden müssen. Was die Schulden bei der Sozialversicherung angehe, solle ein Moratorium ausgehandelt werden, worauf das Finanzministerium notfalls einwirken könne.

Das alles klingt recht gut und ist wohl vor allem dem persönlichen Einsatz des neuen Generalsekretärs zu verdanken. Doch müssen diesen Versprechungen nun auch Taten folgen. Zumindest hat sich aber der bis vor einigen Tagen sehr düstere Horizont etwas aufgehellt und erlaubt einen vorsichtigen Optimismus bezüglich der Zukunft des Spitals. Das nächste Treffen schon Mitte April kann da vielleicht für weitere Klarheit sorgen.

Buchbesprechung

Mit Spitalbesuchern 1964

HUGO KLINGLER

Gottfried Schüz (Hrsg.): Was uns Not tut! Gründe, Hintergründe und Aktualität der Ehrfurcht vor dem Leben.

ALBERT-SCHWEITZER-REFLEXIONEN BAND 3, FRANKFURT 2017, 156 S.

Diese Serie von Schriften wirkt sehr bescheiden auf den ersten Blick. Näher man sich dem Inhalt, erkennt man schnell die wuchtige Dimension der Themen. Die drei Autoren bauen die Thematik zu Albert Schweitzers „*Ehrfurcht vor dem Leben*“ in logischen und kausal notwendigen Schritten auf. Claus Günzler beginnt mit der Frage nach dem unbekannten Albert Schweitzer. Den meisten Menschen ist er als der gute Urwalddoktor bekannt. Eine sehr singulär eingeschränkte Sicht. Zur Zeit von Schweitzer verstand man unter Ethik vor allem eine anthropozentrische Ausrichtung. In diesem ersten Aufsatz lernen wir den großen Denker als einen ganzheitlichen Ethiker im Sinne der ganzen Schöpfung kennen. Er ist dadurch weit seiner Zeit voraus. Erst auf der UNO-Weltkonferenz 1992 weist der Dalai Lama auf eine ganzheitliche Ethik im Sinne von „*Universeller Verantwortung*“ in seiner Rede als Lösungsansatz für die Menschheit hin. Man hätte schon viel früher auf A. Schweitzer hören können, der in seiner erweiterten Ethik die ganze Schöpfung mit einbezieht. Diese Erweiterung der sittlichen Verantwortung auf alles Leben war eine antizipatorische Denkleistung, an deren Umsetzung die Menschheit bis heute nicht sehr erfolgreich wirkt. Schweitzer begründet diese Forderung mit dem Verweis auf den Kern der Lehre Jesu mit den Worten: „*Die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben ist die ins Universelle erweiterte Ethik der Liebe. Sie ist die als denknotwendig erkannte Ethik Jesu.*“ Diese Liebesethik würde die uns global er-

drückenden Probleme lösen können, wenn sie zum Grundmotiv menschlichen Handelns wird. Interessant ist auch Schweitzers Kritik als Philosoph am Versagen der modernen Philosophie in Rahmen seiner Kulturkritik. Diese hat augenscheinlich nicht zu der Veredelung des Menschen beigetragen. Schweitzer bringt es auf den Punkt: „*Neueste Philosophie: Denkakrobatik an den Turngeräten der Begriffe*.“ So konnte sich auch die Geisteshaltung des Neo-Primitivismus – ein treffender Begriff von Schweitzer – bis heute erfolgreich durchsetzen. Gemeint ist damit die Kluft zwischen dem technokratischen Fortschritt und dem komplementären Fehlen eines humanen Umganges mit besagtem Fortschritt.

Der Aufsatz von *Gottfried Schüz* bringt zwei interessante Perspektiven zum Titel: Der „*unsichtbare Ursprung*“ der Ehrfurcht vor dem Leben. Der Philosoph Otto Friedrich Bollnow befasst sich mit der Bedeutungsanalyse des Begriffes „Ehrfurcht“, den Schweitzer nur allgemein umschrieb. Bollnow stellt die berechnete Frage, welche Bedeutung der Begriff im Kontext des menschlichen Lebens einnimmt. In seinem Aufsatz erhellt Schüz durch Hervorheben von drei Momenten die tiefere Bedeutung von Ehrfurcht in Anlehnung an Bollnow. In der tiefgründigen Abhandlung wird ersichtlich, dass Ehrfurcht sich vom Mysterium des Lebens her selbst erschließt. Es ist die Heiligkeit des Lebens, die sich mittels der Ehrfurcht durch den Menschen ausdrücken kann. Dadurch wird der Mensch zum Heilenden, im Wirken von Schweitzer ist dieses Heilen aus Ehrfurcht vor dem Leben der Welt sichtbar geworden.

Der Roman „*Narziss und Goldmund*“ des Dichters Hermann Hesse beleuchtet das Thema „Ehrfurcht“ von Seiten der Literatur. Schüz wählt dieses Werk des großen Dichters, da es uns vor Augen führt, wie Berührungen mit dem Leben im Begegnenden ethische Kräfte generieren. Für Hesse korreliert das Ethische mit dem Humanitätsideal, durch welches sich der Dichter mit Schweitzer verbunden fühlt. Mit diesen beiden sich ergänzenden Betrachtungsweisen von Philosophie und Dichtung trägt der Aufsatz zu einem analytischen Verstehen und zu einer klärenden Reflexion des Begriffes „Ehrfurcht“ im Sinne von Schweitzer bei.

Im dritten Beitrag von *Hartmut Kegler* wird der aktuelle Bezug zu unserer Gegenwart hergestellt. Nach einer Einleitung der Entstehung der

Ethik und ihrem Wesen signalisiert uns ein Satz von Schweitzer die Lösung des gordischen Knotens unserer globalen Probleme. „*Die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben ist die ins Universelle erweiterte Ethik der Liebe*.“ Diese starken Worte appellieren an die oben erwähnte universelle Verantwortung des Menschen. Kegler wendet diese Botschaft von Schweitzer auf relevante Themen wie Friedenskultur und Verantwortung des Forschers an. Er verweist auf den „Vater der Atombombe“, Robert J. Oppenheimer, der seine ethische Verantwortung realisierte. Dieser Beitrag führt dem Leser sehr eindringlich die verschiedenen wichtigen Problemfelder wie Krieg, Demokratie, Kultur, Geld, Menschenrechte, Umgang mit Tieren sehr bewusst vor Augen, mit denen wir heute ständig konfrontiert werden. Albert Schweitzer sah das Heraufdämmern des kollektiven Ungemachs, das sich die Menschheit bis heute selbst erschafft. Seine analytischen Kommentare dazu und seine Worte zur Heilung des Menschen hat Kegler sehr informativ im Beitrag eingefügt. Die Lösungsvorschläge von Schweitzer, was wir auch wirklich zur Lösung tun können, runden diesen wichtigen Text in praktischer Weise ab und geben dem Leser eine neue Perspektive in einer schwierigen Zeit.

Mit einer Kurzfassung der Ehrfurcht vor dem Leben und einem knappen Lebenslauf Schweitzers schließt der Band 3 der „*Reflexionen*“. Die hohe ethische Dimension dieses kleinen Buches möge die Herzen vieler Leser und Leserinnen bewegen und so den ethikfreien Raum in unserer Welt wieder erfüllen.



Gottfried Schüz (Hrsg.): Was uns Not tut!

Gründe, Hintergründe und Aktualität der Ehrfurcht vor dem Leben.

Albert-Schweitzer-Reflexionen Band 3, Stiftung Deutsches Albert-Schweitzer-Zentrum, Frankfurt 2017 · ISBN 978-3-944826-02-8, 156 S., 6,- Euro

Zu bestellen beim Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrum,
Wolfsgangstr. 109, 60322 Frankfurt a. M., Tel.: 0 69 – 28 49 51, Fax: 0 69 – 29 78 525
E-Mail: info@albert-schweitzer-zentrum.de · www.albert-schweitzer-zentrum.de

Neuerscheinung



Lambarene 1964

ROLAND WOLF

Albert Schweitzers Erben – ein weltweites Netzwerk engagierter Freunde und Förderer

Beiträge zur Albert-Schweitzer-Forschung, im Auftrag des Arbeitskreises
Wissenschaft am Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrums Frankfurt am Main,
hrsg. von Gottfried Schüz und Werner Zager, Band 12

Als Theologe, Philosoph, Musiker und Urwaldarzt hat Albert Schweitzer ein gewaltiges Werk hinterlassen. Seine Ethik ist von großer Aktualität, das Krankenhaus in Lambarene, Improvisation seines Denkens, existiert weiter. Ohne Unterstützer hätte Schweitzer vor allem sein Urwaldspital nicht erbauen und betreiben können. So gründete oder initiierte er eine Reihe von Organisationen, die sein Werk in Lambarene förderten und sein Denken zu verbreiten suchten. Das Buch skizziert dieses von und für Albert Schweitzer geknüpfte Netzwerk von Freunden und Unterstützern in seiner Entwicklung und aktuellen Ausprägung und zeigt noch heute sichtbare Spuren des elsässischen Friedensnobelpreisträgers.



**Roland Wolf: Albert Schweitzers Erben –
ein weltweites Netzwerk engagierter Freunde und Förderer**

Beiträge zur Albert-Schweitzer-Forschung Band 12, hrsg. von Gottfried Schüz und
Werner Zager. LIT Verlag Berlin 2018

ISBN 978-3-643-13869-9 (Br.), ISBN 978-3-643-33869-3 (PDF), 239 S., 29,90 Euro

Zu bestellen beim Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrum, Wolfsgangstr. 109,
60322 Frankfurt a. M., Tel.: 0 69 – 28 49 51, Fax: 0 69 – 29 78 525

E-Mail: info@albert-schweitzer-zentrum.de · www.albert-schweitzer-zentrum.de

Würdigung

Schweitzers Arbeitszimmer in Günsbach 1955

EINHARD WEBER

Roland Wolf zum Siebzigsten

Am 18. März 2018 vollendete Dr. Roland Wolf sein siebzigstes Lebensjahr. Dies nehme ich sehr gerne zum Anlass, dessen über Jahrzehnte sich erstreckende großen Verdienste für unseren Deutschen Hilfsverein sowie die Förderung des Lambarene-Spitals zu würdigen und auf unseren gemeinsam zurückgelegten Weg zurückzublicken.

Im Mai 2006 wurde ich in den Vorstand des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e. V. (DHV) gewählt, um „*ein wenig mitzumachen*“. Vier Monate später schloss ich mich einer von Roland Wolf geleiteten Reisegruppe an.

Sein besonnenes, ruhiges Wesen und die Art, wie er die Tage gestaltete und uns Albert Schweitzers Leben in Lambarene näher brachte, beeindruckte mich, sodass ich mich auf die Zusammenarbeit mit ihm freute.

Als man mich überzeugt hatte, das Amt des 1. Vorsitzenden zu übernehmen, war Roland Wolf einer meiner Stellvertreter und Berater. Nachdem mehrere Anfangsschwierigkeiten im damaligen Vorstand, die weder er noch ich zu verantworten hatten, überwunden waren, entwickelte sich eine Vorstandsarbeit, die nicht besser sein konnte. Jeder hatte seine Aufgabe, aber jedem von uns wurde immer deutlicher, dass Roland Wolf arbeitsintensive Bereiche übernahm und sein Leben ganz in den Dienst von Albert Schweitzers Werk stellte.

Dr. phil. Roland Wolf arbeitete nach einem Studium der Romanistik und Geographie von 1987 bis 1993 in Gabun als Fachberater und Deutschlehrer. Mit einem Besuch des Hôpital Albert Schweitzer (HAS) begann seine intensive Auseinandersetzung mit Schweitzers Werk und sein Engagement für das Spital. 1997 wurde er in den Vorstand des DHV und ein Jahr später zu dessen 1. Vorsitzenden gewählt. 18 Jahre lang war er der Vertreter des DHV in der Internationalen Stiftung für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene (FISL), war von 2007 bis 2010 deren Präsident. Seit 2014 ist er dort Vertreter der Association Internationale pour l'oeuvre du Docteur Al-

bert Schweitzer de Lambaréné (AISL).

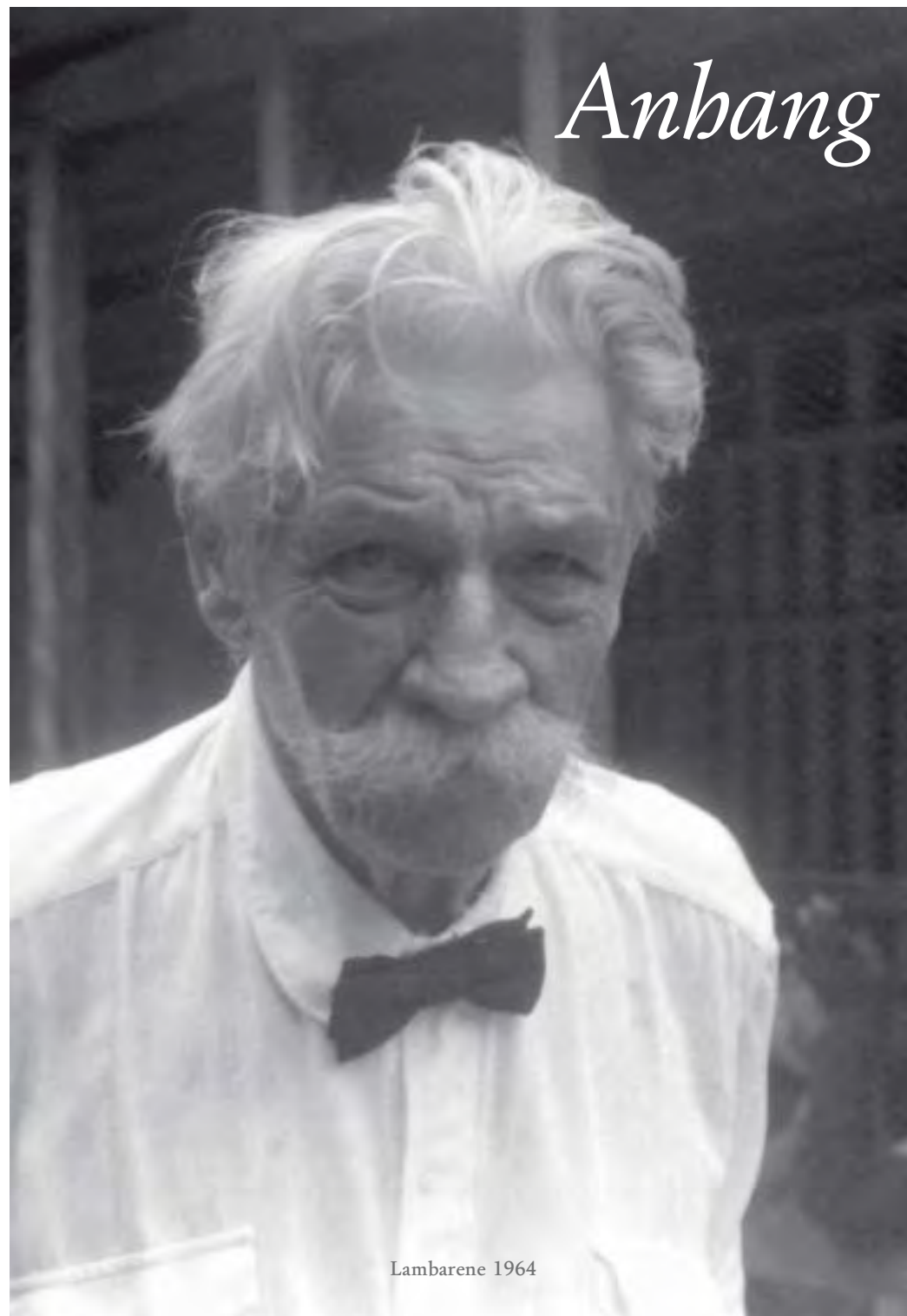
Oft, kombiniert mit den Sitzungen der FISL, führte er Reisegruppen in Lambarene. So kommt er inzwischen auf 60 Reisen nach Gabun, kennt dadurch die Menschen und die Verhältnisse in dem Spital wie kein anderer und ist so auch in der Lage, aktuelle Beiträge für „Rundbriefe“ und „Albert-Schweitzer-Aktuell“ zu liefern und den DHV-Vorstand in seinen Entscheidungen überaus sachkundig und einfühlsam zu beraten. Und all dies leistete er neben seiner Arbeit als Studiendirektor eines Wormser Gymnasiums, der er mit nicht geringerer Hingabe und Einsatzfreude nachkam. Seit er im Sommer 2012 pensioniert und seiner beruflichen Verpflichtungen entbunden wurde, ist Roland Wolf mit ungeteilter Kraft unermüdlich für die Belange des Lambarene-Spitals und des Hilfsvereins tätig, wozu auch seine fachkundige Unterstützung der Arbeit im Archiv des Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrums gehört.

Und als wäre das noch nicht genug, schreibt er auch noch Bücher. 2017 gab er seine „Tagebücher von 2013–2015“ heraus, denen ein zweiter Band folgen soll. Zudem ist ein ganz besonderes Buch gerade erschienen, in dem er die Entstehung und Entwicklung der zahlreichen Albert-Schweitzer-Organisationen und Freundeskreise beschreibt unter dem Titel „Albert Schweitzers Erben – ein weltweites Netzwerk engagierter Freunde und Förderer“ – eine Riesenarbeit mit vielen Reisen zu den Archiven und zahllosen Recherchen.

Lieber Roland,
die Vorstände des Deutschen Hilfsvereins sowie der Stiftung Deutsches Albert-Schweitzer-Zentrum und die Mitarbeiterinnen im Frankfurter Zentrum gratulieren Dir von Herzen, bedanken sich für Deinen unermüdlichen Einsatz für das Werk Albert Schweitzers und die von freundschaftlichem Geist getragene vertrauensvolle Zusammenarbeit ganz herzlich. Wir wünschen Dir vor allem Gesundheit, Kraft für alles, was Du tun musst und möchtest und darüber hinaus viel Lebensfreude.

Dein
Freund Einhard

Anhang



Lambarene 1964

Autorenverzeichnis

EUGEN DREWERMANN

Geb. 1940 in Berkamen, Dr. theol., ist Theologe, Psychoanalytiker und Preisträger des 1. Internationalen Albert-Schweitzer-Preises. Seit dem Entzug seiner Lehrerlaubnis und Suspension vom Priesteramt arbeitet er als Therapeut und Schriftsteller. Er ist Autor von mehr als 100 Büchern, von denen viele in 15 Sprachen übersetzt wurden. Er ist ein sehr gefragter Redner, der Säle füllt. Eugen Drewermann fasziniert durch immenses Wissen, seine immer frei gehaltenen Reden, deren Gedanken nicht nur sehr anregend sind, sondern auch heilend und befreiend wirken.

MARTIN GROSS

Kirchenmusiker, Organist, Chorleiter und Komponist, Journalist; Studium der Kirchenmusik, Musikwissenschaft, Philosophie und Physik; Redaktionsleiter bei der Privaten Rundfunkgesellschaft Ortenau, danach Koordinator der Geschäftsleitung für privaten Rundfunk bei der Zeitungsgruppe WAZ in Essen, zur Zeit im kirchenmusikalischen Dienst als Chorleiter und Organist in Labr/Ortenau und Friesenheim/Ortenau.

Martin Groß hat schon in frühester Kindheit durch seine als Sängerin tätige Mutter, später durch seine Lehrer und Professoren Bach und seine Musik kennen und lieben gelernt. Bei seinen Konzerten im In- und Ausland steht die Musik Johann Sebastian Bachs im Mittelpunkt. Seine Kompositionen sind geprägt von Musikerfahrungen beim Studium der Musik von Xenakis, Messiaen und Ligeti, fußen aber strukturell auf der Musik Johann Sebastian Bachs. Im Rahmen der von ihm gegründeten „AKTION MUSIK HILFT MENSCHEN“ stellt er im Rahmen von Benefizkonzerten die Musik in den caritativen Dienst.

HUGO KLINGLER

Geb. 1946 in Volders in Tirol, Mag. phil. Ausbildung zum Grundschullehrer in Innsbruck. 1988 Studium der Pädagogik, Psychologie und Germanistik an der Leopold-Franzens-Universität in Innsbruck mit akadem. Abschluss. Studium und Praxis des Buddhismus seit 1978: Theravada, Tibetischer Buddhismus, Zen. Religionslehrer für Buddhismus und Interkulturelles Lernen am Gymnasium Adolf-Pichler-Platz in Innsbruck bis 2013.

Vorstand der Buddhistischen Gemeinde Österreich und Mitglied des Präsidiums der Österreichischen Buddhistischen Religionsgesellschaft/ Wien. Private Studienreisen nach Tibet, Indien, Himalaya, Thailand und Leiter von Hilfsprojekten für tibetische Flüchtlinge in Indien und Nepal von 1992 bis 2008.

GOTTFRIED SCHÜZ

Geb. 1950, Dr. phil., Studium für das Lebramt an Grund- und Hauptschulen und Schuldienst in Rheinland-Pfalz, daneben Tätigkeit als Fachleiter am Staatl. Studienseminar für das Lebramt an Grund- und Hauptschulen Mainz. 1981 bis 1985 Mitarbeiter im Kultusministerium Rheinland-Pfalz in der Abteilung für Lehrerbildung. 1994 bis zu seiner Pensionierung 2014 Leiter des gen. Studienseminars Mainz. Berufsbegleitendes Zweitstudium der Philosophie, Evang. Theologie und Pädagogik mit Promotion in Philosophie an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz. 2001 bis 2005 Vorstandsmitglied der Wissenschaftlichen Albert-Schweitzer-Gesellschaft e. V., seit 2006 Vorsitzender der Stiftung Deutsches Albert-Schweitzer-Zentrum Frankfurt am Main.

Zahlreiche Veröffentlichungen zur Pädagogik, Lehrerbildung, philosophischen Anthropologie und Ethik, insbesondere über das Werk Albert Schweitzers.

Zu den Rundbriefen

MATHIAS SCHÜZ

Geb. 1956, Prof. Dr. phil., aufgewachsen als Sohn eines evangelischen Pfarrers der bekennenden Kirche, studierte Physik, Philosophie und Pädagogik an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz. Nach seinem Doktorat mit einer Dissertation über die philosophischen Konsequenzen der Quantenphysik, in der er bereits 1986 auch die Verbindung zur Ethik Albert Schweitzers herstellt, arbeitete er 20 Jahre in der Wirtschaft in Führungspositionen, um seit 2006 an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) in Winterthur als Professor für Responsible Leadership über Unternehmensethik und -verantwortung zu forschen und lehren. Zableiche (Buch-)publikationen auch zum Thema.

EINHARD WEBER

Geb. 1940, Dr. med. Seit Mai 2007, nach einem Jahr Zugehörigkeit zum Vorstand des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e. V. dessen 1. Vorsitzender. Immer wieder waren Albert Schweitzers Gedanken Wegweiser in seinem Leben und Motivation in seiner über dreißigjährigen Tätigkeit als Landarzt in Creußen.

ROLAND WOLF

Geb. 1948, Dr. phil., Studium der Romanistik und Geographie; Studiendirektor i.R. Arbeitete von 1987 bis 1993 als Fachberater und Lehrer für Deutsch in Gabun. Damals erste Kontakte mit dem Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene. Seit 1997 aktiv im Vorstand des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e. V. (DHV, Vorsitzender von 1998 bis 2001), von 1996 bis 2014 Vertreter des DHV in der Internationalen Stiftung für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene (FISL), und dort seit 2014 Vertreter der AISL, von 2007 bis 2010 Präsident des Stiftungsrats. Führt seit 2001 Reisegruppen nach Lambarene.

Begründet wurden die Rundbriefe von Richard Kik, zuerst in Form von eher privaten Mitteilungen an Mitglieder des Freundeskreises um Albert Schweitzer. Im August 1947 hat er dann die erste Nummer des Rundbriefes mit einem Umfang von acht Seiten versendet. Der eigentlich erste „richtige“ Rundbrief, der Rundbrief Nr. 2, wurde dann im Januar 1952 zum 77. Geburtstag von Albert Schweitzer herausgegeben.

Bestanden die ersten Rundbriefe noch aus kleinen Mitteilungen und Briefauszügen von Helfern, Freunden wie auch von Albert Schweitzer selbst, so erweiterte sie Richard Kik dann in der Folgezeit mit Schilderungen, Berichten, Zeitungsausschnitten und Essays.

Nach dem Tod von Richard Kik führte dessen Frau Mine die redaktionelle Arbeit der Rundbriefe bis 1977 fort. Ihr folgten Manfred Hänisch (bis 1992) und Hans-Peter Anders. Seit der Ausgabe Dezember 2001 ist die Redaktion direkt dem Vorstand des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e. V. und dem jeweiligen Vorsitzenden unterstellt: Tomaso Carnetto bis Ausgabe Nr. 96 (2004) und Dr. phil. Karsten Weber bis 2006. Seit 2007 (Ausgabe Nr. 99) ist Dr. med. Einhard Weber verantwortlicher Redakteur der Rundbriefe.

Gab es seit Beginn der Herausgabe der Rundbriefe pro Jahr zwei Ausgaben, so erscheint der Rundbrief seit 2002 nun einmal jährlich und dazu drei- bis viermal pro Jahr Albert-Schweitzer-Aktuell (ASA).

Impressum

„IN GROSSER SORGE UM DIE ZUKUNFT DER MENSCHHEIT“ Albert Schweitzers Kampf für (atomare) Abrüstung und Frieden

RUNDBRIEF-AUSGABE NR. 110

JAHRBUCH 2018 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

ISBN: 978-3-9815417-6-2

Herausgeber: Dr. phil. Gottfried Schüz (Vi.S.d.P.),
Deutscher Hilfsverein für das Albert-Schweitzer-Spital
in Lambarene e. V., Juni 2018
Wolfsgangstraße 109, 60322 Frankfurt am Main
info@albert-schweitzer-zentrum.de
www.albert-schweitzer-zentrum.de

*Alle Rechte beim Herausgeber und den beteiligten Autoren.
Kein Teil dieser Publikation darf reproduziert oder in jeglicher
Form oder mit jeglichen Mitteln übertragen werden, weder
elektronisch noch mechanisch, einschließlich Fotokopie, Auf-
zeichnung oder jedwede andere Informationsspeicherung ohne
die vorherige schriftliche Erlaubnis des Herausgebers.*

*Die Adressen der Autoren dieser Ausgabe sind bei Bedarf vom
Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrum zu erfragen.*

*Die Inhalte der Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung
der Redaktion wieder.*

Redaktion: Dr. Andrea Blochmann, Dr. Gottfried Schüz,
Dr. Einhard Weber

Gestaltung, Satz: Harald Kubiczak, Dipl.-Designer, Frankfurt am Main

Bildnachweis: *Titelbild: Fotografie aus dem Archiv des DASZ in einer
Bearbeitung v. Harald Kubiczak.
Inhalt: Ganzseitige Fotografien von Richard Kik (S. 2, 14,
117 u. 136 – Günsbach 1955; S. 126, 130, 134 u. 139 –
Lambarene 1964); S. 98 Richard Kik, S. 19, 56 u. 66
Archiv des DASZ; Buchtitel S. 133 v. Harald Kubiczak
sowie S. 135 LIT Verlag*

Gedruckt auf 100% Recycling-Papier

Helfen Sie uns, Albert Schweitzers Vermächtnis zu erhalten

**Ihre Spende hilft bei der dauerhaften
Unterstützung der medizinischen Versorgung,
den sozialen Diensten und dem baulichen
Erhalt des Spitals in Lambarene.**

Spendenkonto Lambarene:

IBAN DE25 3006 0601 0004 3003 00

BIC DAAEDED

**Oder Sie sichern mit Ihrem Beitrag zum
Stiftungskapital die Arbeit des Deutschen
Albert-Schweitzer-Zentrums.**

Stiftungskonto:

IBAN DE43 3006 0601 0004 1344 94

BIC DAAEDED

*„Nur durch das
Wunder, daß der
Geist des Friedens
in der Menschheit
wach werde,
kann sie vor dem
Zugrundegehen
bewahrt werden.“*

Mit einem Vorwort von Gottfried Schüz;
Textbeiträge von Albert Schweitzer,
Eugen Drewermann, Martin Groß, Hugo
Klingler, Gottfried Schüz, Mathias Schüz,
Einhard Weber und Roland Wolf



Deutscher Hilfsverein
ALBERT SCHWEITZER
SPITAL LAMBARENE

www.albert-schweitzer-zentrum.de

ISBN 978-3-9815417-6-2